

Dunkle Wege.

Erzählungen

von

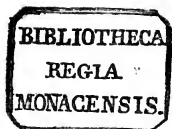
J. M. Gutterns.



Münster.

C. C. Brunns Verlag.

1865.



Inhalt.

	Seite
Der Großvater der Seherin	5
Der neue Förster	31
Ein Gottesurtheil	65
In der Sennhütte	81
Annina	97

Der Großvater der Seherin.

Vor der Liebe ein Jüngling Ilef,
Glaubte, sie wäre hinter ihm,
Aber sie faß ihm im Herzen tief.

Endlich hatte Herr Schmidgall das schwere Wort über seine Lippen gebracht, und von Allem, was er von diesem lange hinausgeschobenen Augenblicke gefürchtet haben mochte, war nichts eingetroffen, er war vorüber gegangen, wie so viele Tausende vor ihm, ohne daß sich in der Ordnung der Dinge irgend etwas verändert hätte. Jedes Möbel in dem dunkeln Comtoirstübchen stand noch auf seinem vorigen Fleck, die alte Ulme draußen auf dem Hofe streckte unbeweglich ihre Zweige in den dämmernden Abend hinaus und die Welschküchener hockten wie immer zu dieser Stunde in ihren Nesten. Ja, was noch mehr, er selbst, der jenes Wort gesprochen, er athmete, er lebte noch, und auch sie, zu deren Ohren solches eingedrungen, die Frau Krönig, sie war vor Verwunderung oder Schrecken nicht zu Boden gesunken. In gewohnter Ruhe stand sie ihm gegenüber an der andern Seite des großen eichenen Doppelpultes

und erwiderte gelassen, ja mit einem Lächeln, welches unsern Freund hätte beleidigen können, wenn er solches in seiner Aufregung hätte wahrgenommen:

„Also das war es, was Euch im Sinne gelegen! Hab' ich mir doch all' die Tage gedacht, daß Ihr etwas auf dem Herzen haben müßtet, aber daß Ihr mit dem Gedanken umginget, unser Haus zu verlassen, das wäre mir nimmer eingefallen, und würd' ich's auch Niemandem geglaubt haben, als Euch selber. Und doch, wenn ich mir's recht überlege, so kann ich Euer Vorhaben nur ganz in der Ordnung finden, und ich hätte mir wohl selber sagen können, daß es einmal so kommen werde. Wie lange ist es doch her, daß Ihr in unser Haus kamt?“

„Zu Michaeli werden es zwölf Jahre, Frau Krönig.“

„Ei nicht doch! Zwölf Jahre! — Ja freilich, trage ich doch schon fünfzehn Jahr die Wittwenhaube und die Agnes war damals noch ein ganz kleines Mädel. Wißt Ihr noch? sie wollte immer nur von Herrn ‚Mitgall‘ zur Schule gebracht sein, sonst war sie gar nicht aus dem Hause zu bewegen.“

Der Factor sah traurig vor sich hin und sie fuhr fort:

„Nun, Ihr habt all' die Zeit redlich für mich geschafft und in jeder Art mein Bestes gefördert, und

da kann ich's Euch nicht verargen, wenn Ihr nun auch einmal an Euch selber denkt. Ein eigener Herd ist Goldes werth. Und der Herr Stabeler hat sich erbotten, Euch nach einiger Zeit in sein Geschäft aufzunehmen!"

„So hat er gethan, und zwar ohne daß ich ein Capital einzulegen brauche.“

„Das stände Euch sonst auch zu Dienste, das wißt Ihr, und an Eurer Stelle würd' ich es vorziehen, mich mit einigen Tausend Gulden zu betheiligen, Ihr steht ihm als Compagnon dann unabhängiger gegenüber.“

Der Factor sah seine Principalin mit großen Augen an. Er war so gewohnt, sein eigenes Interesse dem ihrigen unterzuordnen, ja, in dem ihres Hauses aufgehen zu lassen, daß er auch jetzt ganz und gar vergaß, wie es sich hier um seinen eigenen Vortheil handle. Und, als ob sie nicht ihm, sondern irgend einem Dritten jenes Anerbieten gemacht, erwiderte er mit einiger Entrüstung:

„Einige Tausend Gulden! — Und die wolltet Ihr aus unserm Geschäft herausziehen, um sie anderweit, wohl gegen den landesüblichen Zinssatz und ohne jedwede Sicherheit anzulegen? das geschieht nimmermehr.“ —

Sie reichte ihm lächelnd die Hand über's Pul. und versetzte:

„Nun ereifert Euch nur nicht. Ihr wißt ja, daß ich wider Willen und Wissen meines Factors, des Herrn Johann Schmidgall, Niemandem auch nur einen Kreuzer borge, und da dieser seine Zustimmung zu jener Offerte versagen zu müssen glaubt, so ziehe ich sie hiermit zurück. — Wann aber gedenkt Ihr nach Eßlingen überzufiedeln?“

„Nach dem Wunsche des Herrn Stadeler würde solches am Ersten des kommenden Weinmonats geschehen. Da ich aber die ortsübliche Kündigungsfrist gegen Euch nicht observiret habe, so wird es von Euch abhängen, ob Ihr mich bis dahin meiner Verbindlichkeiten gegen Euch entheben wollt. Daß Ihr ein zuverlässiges Individuum in meine Stelle bekommt, dafür würd' ich von Eßlingen aus schon Sorge tragen.“

„Wir schreiben heute schon den zehnten September, auch stehet die Leipziger Messe ehestens bevor, aber ich will Euch doch nicht im Wege sein.“

Eine helle, fröhliche Mädchenstimme ertönte draußen auf dem Flur und näherte sich dem Comtoirstübchen.

„Da kommt die Agnes, um uns zum Nachteffen zu rufen. Was wird die für Augen machen, wenn sie hört, daß Ihr uns verlassen wollt!“

Herr Schmidgall legte noch eben rasch den Finger auf den Mund, als auch schon die Thür aufging und ein zierliches Mägblein mit blonden Zöpfen, halb Kind, halb Jungfrau, herein gesprungen kam. Sie versetzte unserm Factor einen leichten Schlag auf die Schulter und sprach:

„Habt Ihr doch wieder den Kuckuck überhört, und ich hab' die Uhr doch bloß Euremwegen da auf den Flur gehangen, damit Ihr einmal wissen solltet, was es an der Zeit sei: denn auf den Glockenschlag habt Ihr schon lange nicht mehr geachtet.“

„Die Mühe hättest Du Dir sparen können, Agnes,“ versetzte Frau Krönig, welche die Pantomime des Factors übersehen zu haben schien, „Herr Schmidgall wird sich nächstens einer andern Hausordnung accommodiren.“

„Was sagst Du, Mutter?“ fragte Agnes.

Ein flehender Blick Schmidgall's traf Jene und sie versetzte:

„Run laß uns zu Tische gehen, ehe der Kuckuck zum zweiten Male ruft.“

Unter der kleinen Tischgesellschaft, die außer den uns bereits bekannten Personen nur noch aus einer Ladenjungfer, einem Commis und einem Lehrburschen bestand, herrschte an diesem Abend eine ungewöhnliche

Schweigsamkeit. Herr Schmidgall aß wenig oder nichts, sondern verarbeitete die Krume seiner Semmel zu lauter Kügelchen, eine Unart, die Frau Krönig früher oft gegen ihn gerügt, und die er deshalb auch schon lange nicht mehr geübt hatte, und selbst Agnes, welcher das Schnäblein sonst selten stille stand, sah gar nachdenklich darein. Der Commis, welcher das Schweigen nicht zu unterbrechen wagte, — denn in damaliger Zeit sprachen so junge Leute in Gesellschaft älterer Personen nur, wenn sie gefragt wurden, und ein vorlautes Wesen war bei ihnen etwas ganz Unerhörtes — gleichwohl aber als ein lebhafter Gefelle sich nicht ganz ruhig zu halten vermochte, trat dem Lehrburschen von Zeit zu Zeit auf den Fuß und pflog auf solche Weise mit diesem eine heimliche Conversation unter dem Tische. Nach beendeter Mahlzeit raffte Agnes eiligst das Tischzeug zusammen und that dann die übliche Frage:

„Was spielen wir heute? Schimmel oder Hammer oder Lotto?“

Keiner gab Antwort.

„Was Du willst,“ erwiderte endlich die Mutter.

„Run denn, Lotto!“ versetzte Agnes, weil sie wußte, daß Herr Schmidgall dieß Spiel vor andern liebte, langte den Lottokasten aus dem Schränkchen hervor

und stellte selbigen auf den Tisch. Jeder nahm seinen gewohnten Platz ein, zählte sich seine Tafeln und Gläserchen ab und das Spiel begann. Agnes, welche zwischen dem Factor und ihrer Mutter saß, rief wie immer die Nummern aus. Sie warf nach jedem Rufe zugleich einen Blick auf die Tafeln ihres Nachbarn, und da kam es denn mehrmals vor, daß dieser eine Nummer, so sie ausgerufen und welche sich unter den seinigen befand, unbesezt ließ, eine Unachtsamkeit, welche ihm sonst nicht leicht begegnete. Sie tippte alsdann schweigend mit ihrem Zeigefinger auf die betreffende Ziffer, brachte aber dadurch unsern Freund nur noch mehr aus der Fassung, indem er sich nicht sowohl wegen seiner Zerstreutheit beschämt fühlte, als — ach, sie ahnte ja nicht, wie wohl, wie wehe sie ihm that mit solchen Traulichkeiten. Agnes zweifelte nun nicht mehr, daß zwischen Herrn Schmidgall und ihrer Mutter etwas gar Wichtiges verhandelt sein müsse, und indem sie sich darüber in allerlei Vermuthungen erging, verfiel sie bald selber in den Fehler ihres Freundes und rief nicht selten ganz verkehrte Nummern aus. Als ihre Mutter sie dieserhalb wiederholt neckte, schüßte sie endlich Schläfrigkeit vor, warf wie ein verzogenes Kind das ganze Spiel durcheinander und lief davon, ohne wiederzukehren. Bald darauf trennten

sich auch die Uebrigen und Jeder suchte seine Schlafstätte auf. Nur Herr Schmidgall machte noch im Hause die Runde, um nach dem Verschlusse der Thüren und nach Feuer und Licht zu sehen, und begab sich dann gleichfalls in sein neben dem Gewölbe befindliches Schlafgemach. Mutter und Tochter schliefen auf einer Kammer und als Jene solche betrat, fand sie Agnes noch völlig angekleidet mit untergeschlagenen Armen vor ihrem Bette sitzen. Agnes griff jetzt rasch zu ihren Böpfen und begann dieselben zu lösen.

„Sitzt das Jüngferle da noch in vollem Staate und hatt' es doch vorhin so eilig mit dem Zubettegehen. Ich glaubte Dich längst in den Federn,“ sagte die Mutter.

„Untermwegs ist mir der Schlaf wieder vergangen und ich könnte jetzt die halbe Nacht verplaudern,“ entgegnete Agnes.

„Dazu wärst Du im Stande, wenn ich Dir nur so lange Gehör schenken wollte. Daraus kann aber heute nichts werden: denn mir fallen vor Müdigkeit fast die Augen zu.“

„O weh! das sind schlimme Aussichten,“ dachte Agnes, welche um ihr Leben gern noch heute erfahren hätte, was die Mutter mit der Aeußerung, „daß sich Herr Schmidgall bald einer andern Hausordnung ac-

comodiren werde," gemeint habe, gleichwohl aber Scheu trug, sie gradezu darnach zu befragen, weil sie den Schein der Neugier gern vermeiden wollte. Sie kannte jedoch ihre Mutter zu gut, um nicht zu wissen, daß, wenn diese wirklich ein Geheimniß von einiger Wichtigkeit auf dem Herzen trage, sie sich davon zu schwer belastet fühle, als daß sie nicht je eher je lieber sich seiner entledigen sollte. Sie hoffte daher, auch ohne Frage noch dahinter zu kommen, wenn sie's nur mit der gehörigen Schlauheit anfange.

Es entstand eine, nur durch gleichgiltige Bemerkungen hier und da unterbrochene Pause, während welcher die Frauen sich völlig entkleideten und dann ihr Lager bestiegen.

Agnes hielt sich mäuschenstill.

Nach einer geraumen Weile hob die Mutter an:
„Agnes, schläfst Du schon?"

Diese hielt gewaltsam das Lachen zurück und entgegnete:

„Nicht doch, Mutter, ich — denke."

„Was denkst Du denn?"

„Ich las heute im Land- und Stadtboten von den Festlichkeiten, die beim Einzuge der jungen Erbprinzessin in der Residenz stattgefunden, und da dacht' ich so in meinem Sinn, daß ich auch wohl einmal in Stuckert

sein möchte; passirt doch hier in unserm Städtel auch so gar nichts," entgegnete Agnes nach einigem Besinnen, denn sie hatte an nichts weniger gedacht, als an die Festlichkeiten in Stuttgart.

„Wie, auch Du möchtest mich verlassen?" rief die Mutter in einem etwas unwilligen Tone, denn sie hatte eine ganz andere Antwort erwartet.

„Auch ich? — Wer will Dich denn sonst noch verlassen?"

„Hätt' ich mich da doch bald verreebet," sagte Frau Krönig wie vor sich hin, dann versetzte sie laut:

„Nun, davon ein andermal, jetzt laß uns schlafen. Gute Nacht, Agnes!"

„Gute Nacht, liebe Mutter."

„Das Wettermädel!" dachte Frau Krönig, „könnte mir doch auch wohl ein wenig entgegenkommen."

Nach einer Weile hob sie wiederum an:

„Die Rücken sind aber auch unausstehlich heut' Nacht; wir müssen nächstens früher die Fenster schließen."

„Mich belästigen sie nicht ein Bissel," erwiderte Agnes, indem sie sichernd ihr Köpfchen unter die Decke steckte.

„Die Rücken und Fliegen sind überhaupt diesen Sommer gar arg," fuhr die Mutter fort. „Herr

Schmidgall hat im Comtoir schon ein Theerstöckel aufgestellt und ein Birkenbüschel an die Decke gehangen, aber das will Alles nichts verschlagen. Apropos! hast Du denn dem Herrn Schmidgall heut' Abend nichts angemerkt?"

„Daß ich nicht wüßte!"

„Wo hast Du denn Deine Augen und Ohren gehabt? Hat er doch den ganzen Abend dageessen, als ob ihm die Bücher nicht gestimmt, oder als ob uns ein Wechsel protestirt wär'."

„Er war freilich ein Bissel zerstreut und hatte seines Spieles nicht recht Acht; aber was ist denn mit ihm passirt?"

„Nun, über kurz oder lang würdest Du's doch erfahren, — er geht des nächsten von uns und nach Eßlingen, um in das Geschäft des Herrn Stabeler einzutreten."

„Der Schmidgall!" rief Agnes, sich hoch im Bette aufrichtend.

„Ei freilich!"

„Das ist nicht möglich, Mutter."

„Hätt' auch eher an meinen Tod geglaubt, als daß der jemals unser Haus verlassen würde, und doch ist's so. Als wir heut' wie gewöhnlich im Zwielicht unser Plauderstündchen hielten, hat er's mir
Gutterus, Dunkle Wege.

selbst mit klaren Worten kund gethan, so schwer es ihm auch über die Lippen ging."

"Und aus was für Ursachen?"

"Nun, er will sich verändern, will sein eigener Herr sein, vielleicht denkt er auch an's Heirathen. Er hat die dreißig hinter sich, und da wär' es allerdings Zeit für ihn."

"Was sagst Du! Mutter! Dreißig Jahre und darüber wäre Herr Schmidgall alt? — Nimmermehr!"

"Bedenk' doch, daß er als Commis in unser Haus kam, als Du kaum die Schule besuchtest. Aber er hatte schon damals ein so gefestetes Wesen, daß man ihm eine Veränderung kaum anmerkt, und conservirt hat er sich auch äußerlich wie Einer."

"Hör' Mutter, das ist es Alles nicht, was ihn von hinnen treibt, aus solchen Gründen würde er nie von uns gehen."

"Und um was denn sonst?"

"Du weißt ja, daß er an Träume, Ahnungen und dergleichen Dinge glaubt, weil ihm schon Manches eingetroffen, wie er sagt. Hat er doch damals auch den Tod der Tante und daß sie am Peterstage, wo hier der große Markt, würde bestattet werden, vorher verkündigt. Und so etwas und nichts Anderes wird es sein, was ihm den Gedanken eingegeben."

„Du magst Recht haben, Agnes. Wer weiß, vielleicht führt ihn alsdann auch ein Traum einmal wieder hierher zurück!“

Der Nachtwächter blies die elfte Stunde ab.

„Schon elf Uhr!“ rief die Mutter. „Nun laß uns aber auch schlafen, mein Kind. Gute Nacht!“

„Gute Nacht, liebe Mutter!“

Aber wer nicht schlief und nicht schlafen konnte, war Agnes. Das schwirrte ihr im Kopfe, das gährte und wogte ihr im Herzen, daß sie oft vermeinte, es drehe sich Alles mit ihr im Kreise herum. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft flossen ihr zu einem unklaren Bilde zusammen. Während ihr jene und mit ihr die Gestalt des Freundes wie in fernen Nebeln verschwamm, lag diese wie eine trostlose Debe vor ihr. „Noch ist ja Alles, wie es war, und es kann ja vielleicht auch Alles so bleiben,“ sagte sie sich wohl tausendmal, aber auch der Gedanke gab ihr keine Ruhe. Wie gern wäre sie aufgesprungen, um sich zum Fenster hinaus zu lehnen und sich von der kalten Nachtlust anwehen zu lassen, aber das ging ja der Mutter wegen nicht. So ging Stund' auf Stunde vorüber. Und als endlich mit dem grauenden Morgen ein leichter Schummer ihre Sinne umfing, da war in

ihrem Innern eine Krosse aufgebrochen, und das Kind war vollends zur Jungfrau aufgeblüht.

Der Septembermond ging zu Ende. Es war im Hause längst kein Geheimniß mehr, daß Herr Schmidgall nächstens gen Eßlingen übersiedeln werde, aber Niemand sprach gegen ihn oder gegen den Andern davon. Nur der Commis und der Lehrbursche verspürten etwas wie Freude darüber, daß sie des gestrengen Herrn Factors bald ledig würden. Er selbst entwickelte in dieser Zeit einen so ungemessenen Arbeitseifer, daß er nirgends Stoff genug zu dessen Befriedigung finden konnte. Aber was er auch angreifen mochte, seine Thätigkeit ließ überall Plan und Ordnung vermissen. Er that nichts mehr mit der gewohnten Ruhe, sondern sprang, ehe er das Begonnene vollführt, in unstäter Hast wieder zu etwas Anderem über. Jetzt machte er sich im Comtoir, jetzt im Gewölbe und jetzt im Packhause zu schaffen und brachte solchergestalt sich und Andere in Verwirrung. Den täglichen Spielen nach der Abendmahlzeit wußte er sich meist, bald unter diesem bald unter jenem Vorwande, zu entziehen. Man ließ ihn ruhig gewähren, nur daß Frau Krönig mitunter lächelnd ihr Haupt

dazu schüttelte, während der Commis und der Lehrbursche zuletzt unter sich einig darüber waren, daß sich im Kopfe des Herrn Factors irgend etwas verschoben haben müsse und er nächstens völlig „überschnappen“ werde. Auch Agnes, meinten sie, müsse wohl so etwas argwöhnen: denn anders wußten sie sich ihr verändertes Benehmen gegen ihn nicht zu erklären. Während sie vordem heiter und unbefangen, etwa wie eine Schwester mit einem ältern Bruder, mit ihm verkehrt, begegnete sie ihm jetzt mit einer scheuen Zurückhaltung, und es schoß ihr oft, wenn er sie einmal anredete, plötzlich das Blut in's Gesicht. Jene deuteten sich solches aber in ihrem Sinne, als ob sie jeden Augenblick einen Ausbruch seiner Verrücktheit befürchte. Dazu kam es nun freilich nicht, wohl aber zur Abreise. Am letzten Tage des Monats, Morgens sieben Uhr, nachdem er nach gemeinsam eingenommenen Frühstück von allen Hausgenossen einen eiligen, fast stummen Abschied genommen, machte er sich auf den Weg nach Eßlingen. Nur Christian, der alte gichtlahme Hausknecht, der es sich nicht nehmen lassen wollte, ihm sein Reisebündel wenigstens durch die Stadt zu tragen, gab ihm bis zum nächsten Handweiser, wo zugleich das Gebirge anhub, das Geleite. Aber die Thränen, welche dem Alten jetzt beim Ab-

schiede über die Bänke rollten, waren nicht die einzigen, die ihm nachgeweint wurden. Gleich, nachdem er das Haus verlassen, war Agnes auf das Erkerstübchen geeilt und hatte ihm von dort aus nachgesehen, bis die nächste Straßenecke ihn ihren Blicken entzog, und dann war sie in einen Strom von Thränen ausgebrochen. Sie begriff gar ihre Mutter nicht, welche weder im Moment des Scheidens irgend eine Rührung an den Tag gelegt, noch auch vorher einigen Kummer darüber verrathen, daß sie ihren treuen, bewährten Freund und Diener bald für immer verlieren werde. Sie hatte zwar gelegentlich wohl angedeutet, als ob sie nicht recht daran glaube, daß es wirklich zu einer Trennung kommen werde, und dadurch auch bei Agnes gewisse Hoffnungen geweckt und genährt. Nun war er ja aber wirklich von bannen gezogen und die Mutter ging, wie immer, mit dem heitersten Gesichte ihren häuslichen Geschäften und Gewohnheiten nach. Agnes wurde, wie gesagt, ganz irre an ihr, und dies anscheinende Auseinandergehen ihrer beiderseitigen Empfindungen in einem Punkte, wo sie bis dahin eine völlige Uebereinstimmung vorausgesetzt hatte, brachte auch in ihre kindlichen Gefühle einigen Zwiespalt, so daß sie die Mutter eher miß, als aufsuchte. Ach, wie gern hätte sie sich an ihre Brust geworfen

und ihr das Geheimniß ihres Herzens anvertraut, aber so verschloß sie es nur noch tiefer in ihre Brust, ohne zu ahnen, daß die gute Mutter es weit eher errathen, wie sie selber, und die Liebe des Einen wie des Andern nur noch einer Prüfung unterwerfen wollte.

Unterdessen setzte unser Wanderer rüstigen Schrittes seinen Weg fort, ohne sich auch nur einmal nach dem Orte umzuschauen, der ihm seine zweite, seine eigentliche Heimath geworden, und welcher ja Alles umschloß, was ihm auf der Erde lieb und theuer war: denn er hatte weder Eltern noch Geschwister mehr. Als er indeß so das Gebirge hinanstieg, ward es ihm allmählig gar eigen und beklommen um's Herz. „Daran ist deine Eile schuld,“ dachte er und mäßigte seinen Schritt. Doch die Angst wuchs immer mehr und mehr, und er mußte manchmal stille stehen, um Athem zu schöpfen. Demungeachtet schritt er langsam fürbaß, aber endlich ward es doch so arg, daß er unwillkürlich umkehrte und wieder gen Löwenstein zuging. Im Augenblicke war aller Druck von ihm genommen. „Aber das wäre doch wunderbar, wenn du wieder heimkehrtest,“ dachte er, „was würden die in Löwenstein von dir denken!“ Darauf faßte er den festen Vorsatz, sich durch nichts mehr beirren zu lassen, son-

bern beharrlich sein Ziel zu verfolgen. Er wandte sich um und siehe, die vorige Angst peinigte ihn wieder. Er geht dennoch weiter und weiter und kommt in den Wald, den man das Gaisholz nennt. Hier schnürt ihm die Angst aber fast die Kehle zu und statt des ihm so wohlbekannten Waldes, sieht er plötzlich eine ihm ganz fremde Gegend, eine öde, unermessliche Wildniß vor sich. Ein eifiger Hauch wie von weiten Schneefeldern weht ihm von dorthier entgegen und es beginnt ihn zu frösteln. Nun konnte er nicht länger widerstehen; er kehrte abermals um und so wie er wieder gen Löwenstein zuging, war Wildniß und Angst verschwunden. Er hörte den Wald hinter sich rauschen und sah sich wieder auf wohlbekannten Wegen. Um die Mittagszeit, während Alle zu Tische saßen, langte er wieder im Hause seiner Principalin an. Er schlich wie ein Dieb in seine Kammer, ohne von Jemandem bemerkt zu werden, wie er glaubte, und streckte sich sofort auf sein in dem anstoßenden Alkoven befindliches Bett, denn er fühlte sich überaus müde und erschöpft.

„Herr Schmidgall ist wieder da, Herr Schmidgall oder sein Geist.“ Mit diesen Worten kam die Köchin verstörten Gesichtes in das Speisezimmer der Herrschaft gestürzt. Alle, außer Agnes, welche fast ohnmächtig in ihren Stuhl zurücksank, und der Frau

Krönig, die ruhig fortfuhr, ein Welschhuhn zu zerlegen, führen von ihren Sätzen auf.

„So rufe ihn zum Essen,“ befahl sie der Köchin.

„Ach, ich fürchte mich, in seine Kammer zu gehen,“ entgegnete diese.

„Nun, so will ich ihn selber rufen, Du Thörin,“ versetzte Frau Krönig und ging hinaus.

Als sie sein Gemach betrat, sprang er rasch von seinem Lager auf und versetzte verlegen: „Es ward mir unterwegs gar unwohl, als ob mir eine schwere Krankheit in den Gliedern stecken müßte, und da bin ich endlich wieder umgekehrt.“

„So will ich den Christian zum Vater schicken,“ erwiderte sie, sich der Thüre zuwendend.

„O bei Leibe nicht, Frau Krönig,“ rief er erschreckt, „es thut nicht mehr noth, ich fühle mich schon besser und bedarf nur der Ruhe.“

„Und vielleicht noch mehr der Speise und des Tranks?“

„Hunger verspüre ich nicht, so Ihr mir aber einen Becher Weines zukommen lassen wolltet, würde ich Euch sehr dankbar sein.“

Frau Krönig nickte ihm freundlich zu und verließ das Zimmer.

Nun schien jede Müdigkeit von ihm gewichen. Er neigte sich das Gesicht mit Wasser, entledigte sich des

Reisestaubes und streckte sich behaglich in seinen Lehnstuhl. In einer Ecke des Zimmers stand noch sein Koffer, welcher mit der nächsten Fuhrgelegenheit nach Eßlingen hatte abgehen sollen. Er hatte ihn erst gestern gepackt und sein Anblick erregte ihm eine unangenehme Empfindung. Er riß eben die Signatur von seinem hochgewölbten Deckel, als die Thür aufging und Agnes mit einem Becher Weines eintrat. Sie begrüßte ihn schweigend, credenzte ihm den Trank und reichte ihm den Krystallpocal dar. Ihre Hand gerieth dabei in's Zittern, so daß einige Tropfen Weines auf den Boden fielen und sie über und über erröthete.

„Auf Euer Wohl! Jungfer Agnes!“ rief Herr Schmidgall, setzte den Becher an die Lippen und leerte ihn auf einen Zug. Im nächsten Augenblicke lagen Beide sich in den Armen, ohne daß Einer von ihnen wußte, wie das geschehen. Das Glas war dabei an den Boden gerollt, ohne jedoch zu zerbrechen.

„So liebst Du mich wirklich, Agnes! und willst mein Weib werden und ich wäre ohne Noth von Dir geflohen!“ waren die ersten Worte, deren Herr Schmiedgall wieder mächtig wurde.

„Ei Du lieber, thörichter Mensch, wie kannst Du nur so fragen!“ erwiderte Agnes, ihr Haupt an seiner Brust bergend.

„Erschreckt nicht, Kinder,“ versetzte Frau Krönig, die eben unvermerkt in's Zimmer getreten war, den Becher vom Boden aufhebend, „wußte ich doch, daß es einmal so kommen werde, wenn auch nicht heute oder morgen, so doch künftig einmal, und deshalb ließ ich Euch getroßt gen Eßlingen ziehen. Ja, verwundert Euch nur, Herr Schmidgall, daß ich auch einmal eine Vision gehabt, wie Ihr's nennt. Visionen hin, Visionen her, der liebe Gott hat uns da ein Paar Augen in den Kopf gesetzt, wenn man die nur hübsch offen hält und recht klar mit ihnen um sich schaut, so mag Einem nicht nur manches Gegenwärtige, sondern auch manches Künftige offenbar werden, wovon so ein Sonntagskind sich nichts träumen läßt.“

Sie schloß Beide in ihre Arme, fuhr sich mit der Hand über die Augen und versetzte dann weiter:

„Hier wäre nun soweit Alles in Ordnung, nun macht es auch noch in Eßlingen richtig. Begebet Euch in das Comtoir, Herr Schmidgall, nehmt einen saubern Briefbogen zur Hand und zeigt dem Herrn Stadelcr an, daß ein unvorhergesehenes Hinderniß Euch dahier zurückgehalten, indem Ihr mit der Tochter Eurer Principalin, der wohlachtbaren Jungfrau Agnes Krönig, ein Eheverlöbniß eingegangen, daß Ihr jedoch auf Verlangen Eure Stelle einstweilen antreten, nach

abgelaufener vertragsmäßiger Frist aber hierher zurückkehren würdet, um das Geschäft Eurer künftigen Schwiegermutter zu übernehmen. Vergesst aber nicht, statt der Firma unseres Hauses Euren Namen unter das Brieflein zu setzen.“

Darauf verschwand sie wieder aus der Thür. Agnes aber eilte ihr nach und zog auch ihren Verlobten mit sich fort: denn sie fürchtete sich jetzt, mit ihm allein zu sein. —

Seine Stelle in Eßlingen trat er nicht an; Herr Stadelcr hatte ihn seiner Verbindlichkeiten gegen ihn enthoben; bevor aber noch das Jahr zu Ende, waltete im Krönig'schen Hause ein junges, glückliches Ehepaar, und genau an dem Tage, wo die Flucht des Herrn Schmidgall gen Eßlingen zum ersten Male jährig wurde, hob Frau Krönig ihr erstes Entelchen aus der Taufe.

Es waren seitdem einige Jahre in's Land gegangen, als Herr Schmidgall eines Tages nach Tische die neueste Nummer des Land- und Stadtboten zur Hand nahm, um zunächst nach den Coursen zu sehen. Sein Blick blieb plötzlich auf einer Stelle des Blattes haften und er brachte solches seinem Auge näher, wie um sich zu überzeugen, ob er auch recht gelesen. „Um Gott! was sieht Dich an?“ fragte Agnes, denn sein Gesicht trug den Ausdruck der Ueberraschung, wo nicht des Schreckens.

„Da lies!“ entgegnete er, ihr das Blatt darreichend.

Nach einer Anzeige des herzoglichen Amtsgerichtes zu Eßlingen hatte Herr Stabeler nicht allein Bankrott, sondern sich auch der Anfertigung falscher Wechsel schuldig gemacht, und wurde dieserhalb steckbrieflich verfolgt. Man hatte seiner im Krönig'schen Hause fast vergessen und nahm deshalb diese Nachricht ziemlich gleichgiltig auf. Nun aber erzählte Herr Schmiedgall, was er bis dahin aus guten Gründen, insbesondere vor seiner Schwiegermutter, verschwiegen, mit einer gewissen Genugthuung von der tödtlichen Angst, die ihn damals auf dem Wege nach Eßlingen befallen und wie er statt des Gaißholzes eine endlose Wildniß vor sich gesehen. „Ich hatte mir das immer so ausgelegt,“ fuhr er, zu Agnes gewendet, fort, „als ob ich mich nur auf der Flucht vor meinem Glücke befunden und die Wildniß nur ein Bild meiner Zukunft gewesen, wie sie sich ohne Dich würde gestaltet haben, und daß es mich deshalb so gewaltsam zurückgetrieben; nun ist es aber doch offenbar, daß ich auch meinem Unglücke, wo nicht meinem Verderben entgegengegangen wäre: denn es würde mir ewig eine Schmach gewesen sein, mit einem Fälscher und Betrüger eine Gemeinschaft gehabt zu haben.“

Agnes schlang ihren Arm um seinen Hals, wie

wenn sie sich seines Besizes nur noch inniger versichern wolle.

Frau Krönig erhob gegen ihr Enkelsöhnchen, das auf ihrem Schooße spielte, drohend den Finger und sprach:

„Daß Du mir nur nicht auch so ein Sputzgucker wirst wie Dein Papa! — Ja, ja, Du hast mir schon ganz die Augen darnach, Du Schelm!“

„Die Großmama wird ihren Spott nicht eher lassen, als bis ihr selber einmal etwas begegnet sein wird,“ bemerkte Agnes.

„Da wär' es halt bald an der Zeit,“ erwiderte sie.

Möchten unsere Leser, wie wir im Hinblick auf die realistische Richtung unserer Zeit wohl nicht ohne Grund befürchten, sich in ihren Gedanken über die Ahnungen und Visionen unseres redlichen Kaufherrn vielleicht auf die Seite der Frau Krönig schlagen und ihnen überhaupt diese Geschichte etwas gar zu seltsam bedünken, so können wir uns zu unserer Rechtfertigung freilich nur darauf berufen, daß wir solche in den Schriften eines glaubwürdigen Zeitgenossen also verzeichnet gefunden, und daß sich unter den vierzig Enkeln, deren Geburt der Herr Schmidgall noch erlebt, auch die „Seherin von Prevorst“ befand.

Der neue Förster.



„Kann ich mit von der Parthie sein?“ Mit dieser Frage trat eines Sonntag-Nachmittags der Förster Meinhold in die Kegelbahn des Lammwirths, wo eine Gesellschaft älterer und jüngerer Leute aus dem Dorfe, oder vielmehr, um dem Orte, an welchem sich sogar der Sitz eines Friedensgerichts befand, seine volle Ehre angedeihen zu lassen, — dem Flecken dem Vergnügen des Kegelspiels oblag.

Keiner gab eine Antwort.

„Kann ich mit von der Parthie sein, Herr Gerichtsschreiber?“ wiederholte er, näher tretend, seine Frage.

Der also Angeredete, welcher, von einem erhöhten Seitensitze aus das Spiel überwachend, die Würfe notirte, wandte langsam den Kopf nach ihm um und erwiderte nicht allzu freundlich: „Diese Parthie wird gleich zu Ende sein, dann können Sie eintreten, denk ich.“

Der Förster warf einen Blick auf die Schiefertafel und ließ sich dann, ziemlich abgesondert von den Uebrigen, auf einem Gartenstuhle nieder, um dem Spiele zuzusehen.

Gutteruß, Dunkle Wege.

3

„Es hat Jeder nur noch eine Kugel,“ rief nach einer Weile der Gerichtsschreiber.

„Alle, alle Neune!“ sang der Kegeljunge. Man warf weiter und wie Einer seinen Wurf gethan, verließ er die Bahn.

„Die Parthie ist aus; Herr Einnehmer, Sie werfen wieder an,“ bemerkte der Gerichtsschreiber. Aber kein Einnehmer trat vor. Der Förster schaute sich um, — er befand sich mit dem Gerichtsschreiber allein.

„Die Herren haben sich davon gemacht, wie es scheint,“ versetzte mit einem mehr wehmüthigen, als spöttischen Lächeln der Förster. Der Gerichtsschreiber schüttelte den Kopf und rührte die Klingel. Eine Tochter des Lammwirths erschien in der Bahn und er fragte: „Sind die Herren vielleicht in der Gaststube, Lenchen?“

„Nicht doch,“ erwiderte sie, „sie haben ihre Beche bezahlt und sind dann fortgegangen.“

„Ich bin es wohl, der die Herren vertrieben hat? Sie werden mir noch die Thür weisen müssen, Ramsell Lenchen, damit Ihr Haus nicht zu Schaden komme,“ versetzte der Förster.

„Ich wüßte doch nicht,“ — entgegnete Lenchen verlegen.

„Sie wissen nicht? — o gestehen Sie nur: Sie

wissen so gut wie ich, daß ich hier Allen ein Dorn im Auge bin und man mir alles Böse auf den Hals wünscht," fuhr er aufgeregt fort. „Und warum? — weil ich thue, was meines Amtes, und den Wild- und Holzdieben einmal das Handwerk lege. Da muß die Frau Einnehmer jetzt den Hasen mit einem Gulden bezahlen, wo sie ihn früher zur Hälfte hatte und darum darf der Herr Einnehmer mit einem Menschen, der ihr das Wild so vertheuert, keine Gemeinschaft haben, und womit der Herr Einnehmer nicht verkehrt, den müssen auch alle Uebrigen meiden, wenn sie in der Steuer nicht erhöht werden wollen, wie sie meinen.“

„Ach ja, Sie haben einen schlimmen Posten," entgegnete Lenchen, „entweder Sie machen es dem Grafen oder Sie machen es den Leuten nicht recht; denn Niemand kann zweien Herren dienen.“

„Wenn der Herr Graf selber das Wild wegschöpfe, statt es zum Nachtheil des Landwirths über die Gebühr zu schonen, dann würden auch der Wildddiebe weniger sein," versetzte der Gerichtsschreiber. „Sie schützen Ihren Forst und der Bauer schützt seine Felder. Wünsche vergnügten Abend.“ Darauf trank er sein Glas aus und entfernte sich gleichfalls.

„Da hören Sie's," sprach der Förster, „so belehren selbst die Herren von der Justiz den Bauer über seine

Rechte; als ob der noch nicht schlau und verschmigt genug wäre! Unser Wildstand ist gar nicht der Art, daß ihm ein Schaden daraus entwachsen könnte, und sollte das dennoch einmal der Fall sein, so kennt der Herr Grafen schlecht, der da meinen möchte, daß er ihn nicht auf Heller und Pfennig vergütete. Die Wilddiebereien sind es aber auch nicht einmal, um die es sich hier hauptsächlich handelt; nein, daß sie uns nicht mehr wie früher den Wald bestehlen, nicht mehr mit unserm Holze umsonst ihre Häuser bauen und ihre Ofen heizen können, das ist es, was sie wurmt, und weshalb sie alle Welt wider mich aufheizen. Daß der Bauer so thut, verarge ich ihm nicht eben sehr, aber daß auch die, denen man eine bessere Einsicht zutrauen sollte, sich zu Beschützern des Unrechts, der ärgsten Mißbräuche aufwerfen, indem sie mir, der ich solche pflichtmäßig bekämpfe, ihre Mißbilligung, ja ihren Haß auf jede Weise zu erkennen geben, das kann ich nur beklagen, aber nicht ändern. Sie würden einmal gesehen haben, wohin es zuletzt geführt hätte, wenn dieser Wirthschaft nicht bald ein Ende gemacht wäre; denn wer fremdes Eigenthum nicht mehr achtet, sei es des Grafen oder wessen sonst, zu dem kann man sich mit der Zeit des Schlimmsten versehen.“

Lenchen hatte sich ihm gegenüber gesetzt, und mit

steigender Theilnahme nicht allein seinen Reden zugehört, sondern auch seine ganze Erscheinung beobachtet. Dieser Mann da vor ihr, hatte er doch so edele sinnige Züge, sah sein dunkles Auge doch so treu und ehrlich darein, und dennoch war er der Gegenstand des allgemeinen Hasses, und auch sie hatte sich nicht ganz frei davon gehalten. — Und wie war er so schön in seinem grünen Jägerkleide! — hoch und schlank wie eine Tanne des Waldes! Wo hatte sie nur bisher ihre Augen gehabt! — Solche Gedanken gingen ihr durch den Kopf und sie erwiderte:

„Liebe und Haß sind blind und stecken an wie das Fieber. Das ist vom Lande her so herein gekommen, die Leute wissen selber nicht wie, und so wird's auch wieder verschwinden. Sie müssen nur ein wenig Geduld haben, und auch hier und da einmal durch die Finger sehen, wo's dem Grafen eben nicht schadet.“

„Und, nicht wahr, Ramsell Lenchen, gestehen Sie's nur — Ihnen ist's auch so angeflogen, daß Sie mich haben mit scheelen Augen ansehen müssen!“ —

„Ich will mich nicht besser machen, wie die Andern. Wir hatten hier sonst von einem Forstgerichtstage, wie sie's jetzt nennen, nichts gewußt. Selten, daß unter dem früheren Förster, dem Herrn Breugel, ein-

mal Jemand wegen Waldfrevels bestraft wurde, und, wenn es geschah, so waren es meist geringe Leute, die sich ein wenig Laub oder Reifig aus dem Walde geholt hatten. Da aber kamen Sie in's Amt und nun gab es auf einmal Anklage auf Anklage, so daß dafür eigends ein Tag angesetzt werden mußte und uns die Stube zu enge wurde für all' die Leute, die an's Gericht geladen waren. Wir hatten wohl unsern Verdienst davon, aber es wäre dem Vater doch lieber gewesen, wie er sagte, wenn er sein Bier im Fasse behalten hätte, statt es an Gäste zu verzapfen, die es mit Aerger und Verdruß hinunter tranken. In der Regel gab's hinterher auch noch Streit oder gar eine Schlägerei, so daß uns die Polizei in's Haus kam, um Ruhe zu stiften und da hieß es am Ende dann immer —

„Daran ist Niemand, als der neue Förster schuld,“ unterbrach er sie.

„Ja, so hieß es.“

„Würde das Gericht sie aber wohl bestrafen, wie es in den meisten Fällen gethan, wenn meine Anklagen ungegründet und sie unschuldig befunden wären?“

„Dasselbe hat auch neulich der Herr Pfarrer zum Vater gesagt und der hat Ihnen auch sonst das Wort geredet, und seitdem ist auch der Vater nicht mehr so schlimm auf Sie zu sprechen.“

„Nun, da darf ich ja denn wohl hoffen, daß auch Sie einmal aufhören werden, mir zu grollen,“ erwiderte er, ihre Hand fassend.

„Daran mag Ihnen auch etwas liegen,“ entgegnete sie, indem sie ihm einen Blick zuwendete, in welchem eben von Groll nichts zu lesen war.

„Das ist freilich noch wenig, wenn Sie mir bloß nicht gram sind,“ fuhr er fort, „allein auch dies wenige würde den schon beglücken, der das Unglück hat, von Allen gemieden zu werden.“

Lenchen zog plötzlich ihre Hand aus der seinen zurück, indem sie ihren Blick auf die Gartenthür richtete. Die Pfosten der letzteren dienten in diesem Augenblicke der Gestalt eines Mannes zum Rahmen, dessen Formen und Gesichtszüge, insbesondere in Vergleich zu denen des Försters, sich eben zu keinem anziehenden Bilde vereinigten. Zwar gab er diesem an Körpergröße kaum etwas nach, allein, wenn die gebeugte Haltung seiner schwächtigen Gestalt und sein hageres, blaßgelbes Gesicht ihm ein kränkliches Aussehen verlieh, so machte seine ganze Erscheinung den Eindruck des Krüppelhaften, weil er die linke Schulter weit höher trug als die rechte und sein rechter Arm ihm schlaff am Leibe herunter hing. Dieser Arm lief nämlich in einen Stumpf aus, es fehlte ihm die Hand.

„Wollen Sie nicht näher treten? Herr Breugel!“
redete ihn Lenchen an.

„Ich will nicht stören,“ erwiderte er mit einem grinsenden Lächeln, „Mamsell befinden sich da in guter Gesellschaft. Bitte mir nur ein Glas Bier aus, aber gleich.“ Darauf verschwand er wieder und Lenchen folgte ihm nach. Der Förster ging jetzt raschen Schrittes im Garten auf und ab, und schaute dann und wann nach der Thüre, als ob er Lenchen zurück-
erwarte. Als sie aber nicht wiederkehrte, entfernte er sich gleichfalls.

Der Graf Daun, dessen auf einem Basaltkegel belegendes Stammschloß den gleichnamigen Flecken beherrschte, hatte, während er als Rittmeister in —schen Diensten stand, das ansehnliche Gut, zu welchem ins-
besondere bedeutende Waldungen gehörten, durch einen Administrator bewirthschaften lassen, jedoch von Jahr zu Jahr immer weniger Revenüen daraus bezogen, ohne daß sich dafür in den äußern Verhältnissen irgend ein Grund auffinden ließ. Größtentheils dadurch bewogen, seine militairische Laufbahn früher, als er sonst beabsichtigt, zu verlassen, hatte er die Verwaltung seit einiger Zeit selbst übernommen und sich bald über-
zeugt, daß die Verminderung des Ertrages lediglich der Fahrlässigkeit, wo nicht der Untreue seiner Haus-

officianten zuzuschreiben sei. Er hatte letztere deshalb sämmtlich entlassen und unter anderm die Försterstelle dem ihm wohlempfohlenen vormaligen Oberjäger Meinhold verliehen, welcher denn auch, wie wir gesehen, sein Vertrauen nicht getäuscht, vielmehr durch die Strenge, womit er sein Amt ausübte, sowohl die Bauern wie die Einwohner des Fleckens wider sich aufgebracht hatte. Sein Amtsvorgänger, welcher sich als solcher im Gegensatz zu ihm viele gute Freunde erworben, hatte einen Kramladen im Flecken angelegt, und sein Geschäft nahm einen gedeihlichen Fortgang. Er hatte sich in seiner früheren Stellung trotz seines schmalen Gehaltes ein hübsches Vermögen zu sammeln gewußt und solches nach und nach in kleinen Summen meist an Landleute ausgeliehen, so daß er schon an seinen zahlreichen Schuldnern eine gute Kundschaft erhielt. Er dehnte seinen Handel unter der Hand immer weiter aus, setzte seinem Hause noch einen zweiten Stock auf und dachte nun auch an's Heirathen. Er hatte es auf die älteste Tochter des Lammwirthes abgesehen und dieser begünstigte offenbar seine Absichten. Auch Lenchen schien ihm ungeachtet seines keineswegs bestechlichen Außern gerade nicht abgeneigt zu sein; denn er wußte seine Rede gar wohl zu setzen und sich insbesondere einen gewissen humanen Anstrich

zu geben, wie er denn das Wort: „Leben und Lebenlassen“ stets im Munde zu führen pflegte. Was aber seine Verstümmelung anging, so trug solche sogar noch dazu bei, ihre etwaige Theilnahme für ihn zu erhöhen; denn er wollte seine Hand bei einem Gefechte im schleswig-holsteinischen Feldzuge eingebüßt haben, und wenn er auch öffentlich nur im Falle besonderer Aufforderung und auch selbst dann stets mit einiger Zurückhaltung davon sprach, so unterhielt er Lenchen nur um so häufiger von seinen angeblich verübten Bravouren, sowie von den Gefahren und Strapazen, die er im Felde ausgestanden. Und sie lauschte, eine zweite Desdemonia, wenn auch nicht ganz so verliebt, begierig den Erzählungen ihres Othello. Ueberdies galt er aber auch für eine sogenannte gute Parthie und Lenchen hatte außer den Bauerburschen, welche ihr Haus besuchten, noch wenig junge Leute kennen gelernt. Zu irgend einer Erklärung war es zwar noch nicht gekommen, weil er seiner Sache noch nicht ganz gewiß sein mochte; allein im Flecken nahm man solche als ziemlich ausgemacht an, zumal Lenchen den Redereien ihrer Bekannten nur einen schwachen Widerspruch entgegensetzte. In dieser Lage befanden sich die Dinge, als er an jenem Sonntag-Nachmittage den Meinhold mit Lenchen allein in der Regelsbahn antraf.

Wie es schien, sollte er die Rolle des Othello wider Willen noch weiter spielen; denn die rasendste Eifersucht bemächtigte sich seiner bei diesem Anblick, wie er solches denn auch durch seine Antwort auf Lenchens Anrede, mehr aber noch durch seinen Blick verrathen. Als ein kalt berechnender Mensch wußte er jedoch bald wieder seiner Gefühle Herr zu werden und er zürnte sich selber, daß er sich auch nur einen Augenblick vergessen. Als Lenchen ihm daher das Bier in die Gaststube brachte, war er gegen diese die Freundlichkeit selbst und er forderte sie sogar alles Ernstes auf, wieder in den Garten zurückzukehren.

„Ich würde mich auch hinaussetzen,“ sprach er hüstelnd, „wenn ich nicht etwas erkältet wäre und mich vor der Luft in Acht nehmen müßte.“

Lenchen, welcher der böse unheimliche Blick noch lebhaft vor Augen stand, den er im Garten auf sie und den Förster geworfen, wurde ganz irre an ihm, und wenn sie seiner Aufforderung auch um so lieber gefolgt wäre, als sie sich heute in seiner Nähe gar nicht wohl fühlte, so blieb sie dennoch in der Stube und nahm, wenn auch nicht wie sonst wohl an seiner Seite, so doch ihm gegenüber am Tische Platz. Er ah darin eine Absicht und in seinem Auge zuckte wieder die unheimliche Flamme. Das war jedoch nur

ein Moment; dann sagte er mit der vorigen Freundlichkeit:

„Wie kommt es denn, liebes Lenchen, daß die gewöhnliche Regelgesellschaft heute ausgeblieben?“

„Sie war da, hat sich aber früher wie sonst wieder entfernt,“ entgegnete sie.

„Das ist doch sonderbar, sie können ja höchstens eine Parthie gemacht haben.“

Lenchen schwieg und neigte sich über ihr Strickzeug.

„Wissen Sie denn nicht, weshalb sie so rasch wieder aufgebrochen?“ fragte er weiter mit einem lauernnden Blicke, denn die Ursache war ihm gar wohl bekannt. Lenchen zuckte die Achseln.

„Sie wüßten das wirklich nicht, Mamsell Lenchen?“

„Nein,“ erwiderte sie in einem etwas trohigen Tone, „es hat mir's Niemand gesagt, und gefragt hab' ich auch nicht darnach.“

Nun, so will ich's Ihnen sagen: sie sind gegangen, weil der Herr Reinhold gekommen. Mögen Sie mit dem doch nun einmal nichts zu theilen haben! — aber ich sag' es immer, sie thun ihm Unrecht, weil sie ihn nach mir beurtheilen. „So hätte der Breugel nicht gethan,“ heißt es bei jeder Gelegenheit, und das ist verkehrt. Ich weiß, daß ich manchmal zu nachsichtig gewesen und ein Auge zugeedrückt habe, wo ich

hätte drein fahren sollen; aber das liegt einmal so in meiner Natur; Leben und Lebenlassen, das war ja von jeher mein Wahlspruch. Das ist aber nicht Jedermanns Sache, und am wenigsten die des Meinhold. Er ist in Pommern daheim und so ein pommer'scher Dohse — man nennt sie einmal so, Mamsell Lenchen, müssen keinen Anstoß daran nehmen — so ein pommer'scher Dohse geht immer stracks auf sein Ziel los. „Pack mir die Wilddiebe!“ hat ihm der Graf gesagt, und er packt sie, wo er sie packen kann. Es sollte mir nur Leid um ihn thun, wenn ihm einmal ein Unheil passirte, und ich stehe nicht dafür ein. Er hat sich zu viele Feinde gemacht und es sind verwegene Bursche darunter.“

„Sie meinen, daß man ihm ein Leides zufügen könnte!“ fragte sie besorgt.

„Ein Leides? — ja, wenn Sie's so nennen wollen, Mamsell Lenchen, wenn man Jemanden das Lebenslicht ausbläst,“ erwiderte er höhnisch lächelnd. „So einem Wilddiebe sitzt die Kugel immer gar lose in der Büchse und es ist ihm einerlei, ob er sie einem Fuchse oder einem Grünroß auf den Pelz brennt. Weiß Gott! ich möchte den Meinhold gerne warnen, vor Diesem und Jenem auf der Hut zu sein, aber er geht mir aus dem Wege, wahrscheinlich in dem Glaus-

ben, daß ich ihm gram sei, weil er sich in mein Nest gesetzt. Aber das wäre ja thöricht von mir, hab' ich mich doch selbst durch meine Güte und Nachsicht um mein Amt gebracht, und ich habe fürwahr keinen Grund, den Verlust zu bedauern; wirft mein Geschäft mir doch das Drei- und Bierfache ab."

"Aber wer sind denn die, vor denen Sie ihn warnen möchten?"

"Sie möchten ihm die wohl gerne stechen? — Ja? — Nun ja, thun Sie's, aber im Vertrauen, und dabei sagen Sie ihm, daß ich's gut mit ihm meine. Da ist zum Exempel der Walbmüllers Christoph, der schon zweimal wegen Wilddieberei bestraft ist, der hat noch neulich gedroht, daß er den pommer'schen Ochsen nächstens einmal auf's Korn nehmen werde. Der Bursche schießt zwar links, aber wo er hinhält, da fliegen auch die Federn davon. Vor dem soll er sich vor Allen in Acht nehmen, laß ich ihm sagen. Und dann ist da auch noch ein Ackerer — wie heißt er gleich? — er wohnt in der Nähe des Sauerbrunnens und will nächstens nach Amerika auswandern —"

"Der Thull?"

"Richtig, der Thull, der hat vor Kurzem ebenfalls so etwas verlauten lassen —"

Es traten jetzt mehrere Gäste in's Zimmer, und der Breugel fragte, das Gespräch abbrechend:

„Wo steckt denn unser Lammwirth heute?“

„Der Vater ist nach Dreis hinausgegangen, um sich eine Ruh anzusehen,“ erwiderte Lenchen. Dann stand sie auf, um die Neuangekommenen zu bedienen.

Seit jenem Sonntage pflegte der Förster Meinhold, trotz der ihm widerfahrenen Unbill, das Haus des Lammwirthes häufiger, wenngleich stets nur in den späten Abendstunden, zu besuchen. Er traf alsdann auch allemal mit dem Breugel dort zusammen. Dieser hatte sich ihm in neuerer Zeit in auffallender Weise genähert und dadurch bewirkt, daß auch die übrigen Gäste zunächst ihm einige Aufmerksamkeit schenkten, sodann ihn allmählig in ihre Gespräche hineinzogen und zuletzt sogar vorzugsweise seine Unterhaltung suchten. Es wußte aber auch keiner von ihnen so interessant zu erzählen, wie der Meinhold, und wenn er sie insbesondere von seiner Heimath, von der Art und Weise, wie dort der Ackerbau und die Viehzucht betrieben, von den Sitten und Gewohnheiten ihrer Bewohner, von den Verhältnissen des Adels und des Bauernstandes u. s. w. unterhielt, dann hatte Alles nur Auge und Ohr für ihn. Wenngleich er dabei auch den für sein Vaterland schwärmenden Pommer

nicht verleugnete, so vergaß er doch keineswegs, auch die Vorzüge ihres eigenen Landes hervorzuheben, und es geschah das alles in so klarer, verständiger Weise, daß sie nicht allein vor seiner Bildung Respect bekamen, sondern auch im Uebrigen eine günstige Meinung von ihm faßten. Lenchen hatte ihre stille Freude über diesen Umschwung, und da sie nicht verkennen konnte, daß Breugel den ersten Anstoß dazu gegeben, that sie ihm nicht allein im Stillen Abbitte, daß sie damals geglaubt, er habe einen Haß auf den Förster geworfen, sondern begabnete ihm auch wieder mit der vorigen Freundlichkeit. Wer sie freilich aufmerksam betrachtet hätte, wenn sie dem Breugel und wenn sie dem Reinhold ein Glas Bier oder einen Flibus reichte, dem würde wohl kein Zweifel darüber geblieben sein, wer von Beiden ihr am tiefsten im Herzen siße.

Wie sehr sich die Stimmung im Orte zu Gunsten des Försters geändert, sollte sich bald bei einer Gelegenheit auf's deutlichste zeigen. Eines Abends kam nämlich des Waldmüllers Christoph in ziemlich ange-trunkenem Zustande in die Gaststube. Kaum, daß er den Förster gewahrte, begann er auch sofort, ihn mit allerlei Stichelreden zu verfolgen, und als dieser gar nicht darauf zu achten schien, vielmehr ruhig seine Unterhaltung mit den Andern fortsetzte, ging er zu

den ärgsten Schmähungen über. Jetzt ergriffen aber die übrigen Gäste wider ihn Partei, indem sie ihm zuerst Schweigen geboten, und ihn sodann, als er in seinen Ausfällen nur um so heftiger wurde, und zuletzt sogar gefährliche Drohungen wider den Förster austieß, gewaltsam aus dem Hause entfernten. Der Breugel war an diesem Abende ausnahmsweise nicht zugegen. Lenchen hatte sich während jenes Auftritts fast zu Tode geängstigt, und als der Meinhold bald darauf heimging, beschwor sie ihn unter Thränen, doch den Weg zum Schlosse nicht allein zu machen, sondern sich von ihrem Knechte begleiten zu lassen, was der Förster zwar mit einem Scherz, aber nicht ohne den herzlichsten Dank für ihre Vorforge ablehnte.

Es waren nach diesem Vorfalle kaum einige Tage vergangen, als eines Morgens im Flecken das Gerücht umlief, der Meinhold sei im Forste, und zwar unweit der Walbmühle, erschossen gefunden. Dies Gerücht erwies sich nun zwar bald als ein falsches; gegründet war es dagegen, daß ihn ein Holzhauer bei Tagesanbruch auf einer Waldwiese, eine Blutlache unter sich, besinnungslos am Boden liegend angetroffen. Er hatte davon sofort dem Gerichte Anzeige gemacht, und als dasselbe, zugleich mit einem Wundarzte, an Ort und Stelle anlangte, fand man ihn

Gutteruß, Dunkle Wege.

noch in eben diesem Zustande vor. Der Arzt überzeugte sich sofort, daß er noch am Leben und nur der starke Blutverlust ihm die Besinnung geraubt habe. Er untersuchte seine Wunde und erklärte sie sogar für ungefährlich, weil nach dem Ein- und Ausgange der Kugel zu schließen, kein edeler Theil verletzt worden; er ließ es jedoch dahingestellt sein, ob nicht dennoch der Blutverlust den Tod des Verwundeten zur Folge haben könne. Nachdem der Verband angelegt war, wurde der Förster, welcher schon hier und da wieder ein Zeichen des Bewußtseins von sich gegeben, auf einer aus Birkenzweigen improvisirten Tragbahre nach dem Schlosse gebracht und dort der Pflege weiblicher Hände anvertraut. Der Verdacht der That fiel sofort auf den Sohn des Waldmüllers, und als am dritten Tage das Untersuchungsamt des betreffenden Landgerichts sich im Flecken einfand, um daselbst die nöthigen Ermittlungen anzustellen, wurde ihm derselbe, hauptsächlich mit Rücksicht auf jenen Vorfall im Hause des Lammwirthes, allgemein als der muthmaßliche Thäter bezeichnet. Der Meinhold war inmittelft so weit wieder zu Kräften gelangt, daß er ohne Nachtheil für seine Gesundheit ein kurzes Verhör bestehen konnte. Er wußte dabei jedoch weiter nichts anzugeben, als daß er in jener Nacht wie ge-

wöhnlich seinem Dienste nachgegangen und, als er gegen Morgen eben die Waldwiese betreten, ein Schuß in die Weichen ihn niedergestreckt und er bald darauf seine Besinnung verloren habe. Wenn auch er den Sohn des Waldmüllers der That verdächtig halte, so gründe sich dieser Verdacht doch ebenfalls nur auf dessen Drohungen, denen er überdies nur wenig Gewicht beigelegt habe, weil ihm derselbe, außer seiner Neigung zur Wildddieberei, stets als ein sehr harmloser Mensch erschienen sei, welcher sich nur in trunkenem Muth zu solchen Aeußerungen habe hinreißen lassen. Das Amt begab sich nun in Begleitung des Holzhauers, welcher den Meinhold zuerst in seinem Blute liegend angetroffen, auf den Schauplatz der That. Bei näherer Besichtigung desselben fand sich etwa zwanzig Schritte unterhalb der Stelle, wo der Verwundete gelegen, in einem Baumstamme die deutliche Spur eines Kugelschusses, und nicht weit davon ein halbverbrannter Papierpfropfen, auf welchem noch einige von ungeübter Hand geschriebene Worte lesbar waren. Verfolgte man von jenem Baumstamme an eine gerade Linie über die gedachte Stelle hinweg, so stieß man etwa vierzig Schritte jenseits derselben auf einen Busch, hinter welchem sich in weicher Erde zwei Fußstapfen so eingedrückt fanden, daß der rechte Fuß

voran, der linke hinten und etwas quer gestanden haben mußte. Diese Stellung der Füße entspricht aber derjenigen, welche links Schießende naturgemäß einnehmen müssen. Und der Sohn des Walbmüllers pflegte sich, wie bei allen seinen Verrichtungen, so auch beim Schießen der linken statt der rechten Hand zu bedienen, wie allgemein bekannt war. Auf diesen Verdachtsgrund hin schritt man, seines Zeugnens ungeachtet, zu seiner Verhaftung, führte ihn nach dem Sitze des Landgerichts zum Arrest ab und leitete die Voruntersuchung wider ihn ein. Im Laufe derselben stellte sich noch ein anderes, sehr erhebliches Indiz gegen ihn heraus, indem die Magd des Walbmüllers bekundete, daß, als sie am Morgen der That das Bett des Angeklagten habe aufschütten wollen, sie solches ganz unberührt gefunden habe. Er gab diese Thatsache, und daß er jene Nacht wirklich außer dem elterlichen Hause zugebracht, auch zu, lehnte jedoch jede weitere Auslassung über diesen Punkt ab. Nach geschlossener Voruntersuchung wurde die Sache dem Schwurgerichte überwiesen. Hier trat nun der Angeklagte zuerst mit der Behauptung hervor, daß, wenn er auf den Meinhold auch einigen Haß geworfen, weil dieser ihn zwei Mal wegen Wilddieberei eine Strafe zugezogen, es ihm mit seinen wider ihn ausgestoßenen

Drohungen doch niemals ernst gewesen, er sich vielmehr von dessen Amtsvorgänger, dem Breugel, welcher ihn fortwährend gegen den Meinhold aufgereizt, dazu habe verleiten lassen. So habe ihn derselbe auch an dem Abende, wo er den Förster im Hause des Lammwirthes insultirt, zuvor trunken gemacht und ihn darauf, unter dem Versprechen, bald nachzukommen, zum Besuche der dortigen Gesellschaft angetrieben.

Auf die Frage des Präsidenten, ob er damit etwa den Breugel der Urheberchaft oder gar der That selbst bezüchtigen wolle? erwiderte er:

„Davor soll mich Gott bewahren, daß ich einen Andern verdächtigte, aber eben so wenig kann ich auch eingestehen, wessen ich nicht schuldig bin, so sehr auch die Umstände wider mich sprechen mögen.“

„Weshalb bringt Ihr diese Behauptung erst jetzt vor?“ fragte der Vorsitzende weiter.

„Weil ich früher kein Gewicht darauf gelegt habe,“ entgegnete er mit einem Blicke auf seinen Vertheidiger.

Nachdem der Präsident ihn noch über seine Gewohnheit des Linksschießens, sowie über seine Abwesenheit vom elterlichen Hause in jener Nacht vernommen — Thatfachen, welche er, wie früher, so auch jetzt als richtig einräumte — ging er zur Vernehmung der Belastungszeugen und zwar zunächst des

Meinhold, welcher von seiner Wunde völlig genesen war, über. Er richtete dabei an diesen unter Anderm die Frage: in welchem Verhältnisse er zu seinem Amtsvorgänger, dem nunmehrigen Kleinhändler Breugel gestanden?

„Ich habe niemals einen nähern Verkehr mit ihm gepflogen, bin vielmehr nur hier und da im Hause des Lammwirths mit ihm zusammengetroffen,“ erwiderte der Förster.

„Und wie benahm er sich dort gegen Sie?“

„Ich kann nicht anders sagen, als wohlwollend und freundlich, wenngleich ich ihm nicht im mindesten entgegen kam, weil sein Wesen mir nicht zusagte.“

„Angeklagter!“ wandte sich der Präsident an diesen, „wiederholt uns einmal, was Ihr vorhin von dem Breugel behauptet habt.“

Der Angeklagte that, wie ihm geheißen.

„Daß mir der Breugel, trotz seiner äußern Freundlichkeit, feindlich gesinnt gewesen, höre ich hier zum ersten Male aus dem Munde des Angeklagten,“ versetzte der Förster.

„Hätte er denn irgend eine denkbare Ursache dazu gehabt?“ fragte der Präsident.

Der Zeuge gab hierauf eine ausweichende Antwort.

Ich muß den Zeugen unter Hinweisung auf sei-

nen geleisteten Eid ersuchen, mir meine Frage ohne Rückhalt zu beantworten.“

„Vor meiner Verwundung habe ich ihm wenigstens, so viel mir bewußt, keinen Anlaß dazu gegeben.“

„Wohl aber später?“

„Es mag sein, wenn auch unabsichtlich. Wir hatten nämlich Beide auf ein und dasselbe Mädchen, auf die älteste Tochter des Lammwirthes, ein Auge geworfen. Als ich zuerst dessen Haus zu besuchen anfang, ging auch der Breugel dort aus und ein, und ich erfuhr, daß er für den Verlobten des Mädchens galt. Wenngleich ich nun auch wohl zu bemerken glaubte, daß sie mir mehr zugethan war, als ihm, so suchte ich mich dennoch mit Rücksicht auf jenes Verhältniß möglichst fern von ihr zu halten, zumal ich sah, daß ihr Vater solches begünstigte. Als ich jedoch nach meiner Verwundung zum erstenmale ihr Haus wieder betrat, und ich ihr bei unserer Begrüßung herzlich die Hand drückte, da fiel sie mir in Gegenwart ihres Vaters in die Arme und schwor, daß sie den Breugel nun und nimmer zum Manne nehmen werde, sondern lieber ledig bleiben wolle. Es gab eine heftige Scene zwischen ihr und dem Vater, die damit endete, daß mich dieser ersuchte, sein Haus künftig zu meiden, was ich denn auch gethan. Seitdem bin ich dem Breugel

nur noch an dritten Orten begegnet und er that dann immer, als ob nichts vorgefallen sei."

"Haben Sie denn nicht etwa Grund, zu glauben, daß er Ihre beiderseitige Neigung schon vorher gewittert? Hat er Ihnen niemals Zeichen von Eifersucht gegeben?"

"Das wollte mich freilich wohl mitunter bedünken: denn er hatte stets ein scharfes Auge auf uns, in seinem Benehmen gegen mich ist er sich jedoch stets gleich geblieben."

"Herr Präsident, ich bitte um's Wort," fiel der Vertheidiger ein.

Es wurde ihm gegeben.

"Ich bitte, den Zeugen über die Körperbeschaffenheit des Breugel zu vernehmen," fuhr der Anwalt fort.

"Sie hören, worüber der Herr Vertheidiger Auskunft von Ihnen wünscht," versetzte der Präsident.

"Er ist etwa von meiner Größe, hat eine hagere Statur und eine schiefe vornüber gebeugte Haltung und seinem rechten Arme fehlt die Hand," berichtete der Förster.

"Die rechte Hand fehlt ihm? — So muß er ja nothwendig auch links schießen gleich dem Angeklagten!" bemerkte der Präsident.

„Ich habe ihn zwar niemals schießen sehen, allein es ist wohl nicht anders möglich.“

Es machte sich eine allgemeine Sensation, sowohl unter den Geschworenen wie unter dem zahlreich versammelten Publikum bemerklich, und der Präsident besprach sich leise mit den übrigen Richtern.

„Haben Sie sonst noch eine Frage an den Zeugen zu richten, Herr Vertheidiger?“

Dieser verneinte solches.

„So können Sie abtreten, Herr Reinhold!“

Unter den übrigen Belastungszeugen, welche nun einzeln abgehört wurden, und die außer der Magd des Waldmüllers, sowie des mehrerwähnten Holzhauers, im Wesentlichen nur über die Drohungen des Angeklagten Zeugniß abzulegen hatten, befand sich auch der Breugel. Der Präsident hielt ein ziemlich umständliches Verhör, insbesondere über seine frühere Thätigkeit als Förster, über die Ursachen seiner Dienstentlassung, sowie über sein Verhältniß zu dem Reinhold mit ihm ab. Der Breugel schien sich des übeln Eindrucks, den seine äußere Erscheinung im ersten Augenblicke bei Jedermann hervorrufen mußte, gar wohl bewußt zu sein, und er suchte deshalb, wie überall, so auch hier, diesen Eindruck durch die Art und Weise seines Auftretens möglichst zu verwischen,

insbesondere aber das Schrofie und Edige seines Wesens durch ein geschmeidiges Benehmen auszugleichen. Auf seinen Lippen schwebte beständig ein süßliches Lächeln, und er mußte sein von Natur lautes und kreischendes Organ zu einem sanften Gelispel herabzustimmen, so daß der Präsident ihn mehrmals auffordern mußte, lauter zu reden. Aus den ernsten, strengen Blicken, welche Richter wie Geschworene auf ihn hefteten, zu schließen, schien indeß sein Bemühen, diese für sich einzunehmen, eher die entgegengesetzte Wirkung hervorzubringen. Der Präsident nahm sogar, vielleicht unwillkürlich, einen immer strengern Ton gegen ihn an, wie wenn er nicht einen Zeugen, sondern einen Angeschuldigten vor sich habe. „Sie versichern uns wiederholt,“ sprach er unter Anderm, „daß Sie gegen den Reinhold die wohlwollendsten Gesinnungen gehegt und ihm, seinen Widersachern gegenüber, stets das Wort geredet; nun aber behauptet der Angeklagte, daß Sie ihn fortwährend gegen den Reinhold aufzureizen gesucht, ja ihn einmal sogar trunken gemacht und ihn dann zum Besuche einer Gesellschaft, worin sich derselbe befunden, angetrieben hätten.“

„Hat er Zeugen darauf?“

„Beantworten Sie mir erst meine Frage.“

„Herr Präsident wollen verzeihen — ich glaube,

als Zeuge meine Erklärung darüber verweigern zu dürfen, weil ich mich durch ein Zugeständniß compromittiren, ja mich gewissermaßen als Theilnehmer an dem Verbrechen des Angeklagten bekennen würde."

"Sie haben zu dieser Weigerung allerdings ein Recht und ich lasse meine Frage fallen," erwiderte der Präsident. Dann fuhr er fort: „Ich darf wohl voraussetzen, daß Sie als ehemaliger Förster fleißig die Jagd geübt haben und mit Schießgewehren umzugehen verstehen. Nehmen Sie doch einmal die Stellung an, welche Sie beim Schießen anzunehmen pflegen."

Der Präsident hatte kaum dies Wort gesprochen, als der Breugel auch schon gerade so dastand, wie der Thäter nach den im Walde aufgefundenen Fußstapfen beim Schusse gestanden haben mußte. Seinen Fehler erkennend, veränderte er jedoch sofort seine Stellung, als der Präsident die Geschworenen auf dieselbe aufmerksam machte, gerieth dabei aber sichtlich in Verwirrung.

"Treten Sie einmal hier an den Tisch heran!" fuhr der Präsident fort.

Der Zeuge folgte seiner Aufforderung.

"Hier haben Sie Papier, Feder und Tinte. Jetzt schreiben Sie genau die Worte nach, welche ich Ihnen dictiren werde."

Der Breugel stutzte einen Augenblick, kam aber darauf dennoch der Aufforderung nach.

Der Präsident nahm nun das Geschriebene an sich und nachdem er solches aufmerksam betrachtet, langte er aus dem vor ihm liegenden Aktenhefte einen zerknüllten Papierfetzen hervor, hielt ihn dem Zeugen hin und fragte:

„Erkennen Sie an, daß auch diese Worte hier von Ihrer Hand geschrieben sind?“

Der Breugel stierte auf das Papier, eine Leichenblässe überzog sein Gesicht und seine Augen traten fast aus ihren Höhlen heraus. Er schien jetzt jede Fassung und mit ihr seine gewöhnliche Schlaueit verloren zu haben: denn ehe der Präsident es verhindern konnte, hatte er ihm das Papier entrissen, solches in seinen Mund gebracht und zwischen den Zähnen zermalmt. Es entstand ein großer Tumult im Saale, so daß der Präsident mehrmals Ruhe gebieten mußte. Nach eingetretener Stille wandte er sich an die Geschwornen und sprach:

„Meine Herren! Sie haben gesehen, was hier vorgegangen, ich bitte, davon Act zu nehmen. Das Papier, welches der Zeuge so eben vor unsern Augen vernichtet hat, war dasselbe, welches ich Ihnen vorhin bei Vernehmung des Holzhauers, als dasjenige vorge-

zeigt, welches auf dem Schauplatze der That vorgefunden und worin Sie die Ueberbleibsel eines halbverbrannten Schießpistolfens erkannt haben. Wäre eine Vergleichung der Worte, welche auf dem Papier verzeichnet standen, mit denen, welche der Zeuge hier niedergeschrieben, nicht durch ihn unmöglich gemacht, so würden Sie sich mit mir von der Uebereinstimmung der Schriftzüge und daß sie ein- und derselben Hand entstammt, überzeugt haben. Ich überlasse Ihnen, daraus Ihre Schlüsse zu ziehen.“ Hierauf wechselte er einen Blick mit dem öffentlichen Ankläger. Dieser erhob sich und sprach:

„Herr Präsident! Es haben sich im Laufe dieser Verhandlungen Thatsachen ergeben, welche kaum einen Zweifel mehr darüber zulassen, daß nicht der Angeklagte, sondern der Breugel sich des Mordversuchs gegen den Förster Meinhold schuldig gemacht, und ich trage deshalb hiermit auf die Verhaftung des Zeugen an.“

Dem Antrage wurde ohne Weiteres Statt gegeben und, nachdem der Präsident den Verhaftsbefehl ausgefertigt, eine der im Saale anwesenden Patrouillen commandirt, den Breugel zum Arrest abzuführen.

Wie er bis dahin ein dumpfes Schweigen beobachtet, so ließ er auch solches ohne Widerspruch geschehen: denn er mochte fühlen, daß ihm die Schuld auf der Stirne

geschrieben stand, auch wenn er solche nicht durch sein übriges unkluges Verhalten verrathen hätte. Die Verhandlung nahm jetzt einen raschen Fortgang. Der öffentliche Ankläger trug selbst auf die Freisprechung des Angeklagten an, und nachdem der Bertheidiger in seiner Rede noch besonders hervorgehoben, wie sein Client auch im Stande gewesen sein würde, sein Alibi nachzuweisen, er jedoch diesen Nachweis nicht habe führen können, ohne den Ruf einer sonst unbescholtenen Person zu gefährden, und er deshalb darauf verzichtet habe, daß ferner demungeachtet eben diese Person sich bereit gehalten, auf seinen, des Bertheidigers, Wink hervorzutreten, um selbst wider den Willen des Angeklagten Zeugniß für ihn abzulegen, im Falle seine Unschuld nicht ohne dasselbe dargethan werden möchte, — sprachen die Geschworenen nach einer kurzen Berathung das „Nichtschuldig“ aus. Das Publicum gab sein Einverständniß mit diesem Verdicte durch ein lautes Bravo zu erkennen.

Die Zeugen waren zusammt dem Losgesprochenen kaum in ihre Heimath zurückgekehrt, als auch schon die Kunde dahin gelangte, daß der Breugel sich im Gefängnisse erhängt habe.

Der Förster Meinhold, welcher, seit ihm der Lammwirth sein Haus untersagt, solches noch nicht

wieder betreten hatte, hielt sich auch jetzt noch beharrlich von demselben fern, so daß Lenchen seine Liebe erloschen glaubte und in immer tiefere Betrübniß versank. Da machte sich denn eines Tages der Lammwirth zu ihm auf und lud ihn nach einigen einleitenden Scherzen, hinter denen er jedoch nur eine gewisse Verlegenheit zu verdecken suchte, ein, seinem Hause doch wieder die Ehre seines Besuches zu gönnen. Darauf hatte der Meinhold nur gewartet.

„So Ihr mir Euer Lenchen wollt zum Weibe geben,“ erwiderte er, „mit Freuden, andern Falles aber —“

„Wenn Ihr einmal auf dieser Bedingung besteht,“ fiel ihm der Lammwirth in's Wort, „so mag es drum sein, aber dann kommt auch nur bald und macht dem Jammer in meinem Hause ein Ende.“

— — —



Ein Gottes-Urtheil.

Der Geistliche hatte schon eine geraume Weile den Altar verlassen, wo er vor einer nicht allzu zahlreich versammelten Gemeinde — denn es war Werktag — den Frühgottesdienst verrichtet; alle Bänke waren leer, und in der kleinen Dorfkirche herrschte wieder die tiefste Stille. Nur vor dem Bilde der heiligen Jungfrau, welches, mit vielen silbernen Emblemen geschmückt, in einer Seitennische sich erhob, kniete noch, das verschleierte Haupt tief gesenkt, ein junges Mädchen, das, in Andacht verloren, an dem, was außer ihr vorging, keinen Antheil zu nehmen schien. Es war Babette, die Tochter des Schloßverwalters. Ihr Gebetbuch mußte wohl für ihre Bitten keine Formel enthalten, denn sie hielt dasselbe, wie während der Messe, so auch jetzt, geschlossen zwischen den gefalteten Händen. Endlich erhob auch sie sich, machte das Zeichen des Kreuzes, verneigte sich vor der Heiligen und verließ dann gleichfalls die Kirche. Drau-

ßen empfing sie der frische Duft eines klaren Herbstmorgens. Aus allen Tennen drang das eintönige Geklapper der sich im Takte auf und nieder bewegendem Dreschflegel. Als ob sie dem Geräusche nicht eilig genug entrinnen könne, ging sie hastigen Schrittes durch das langgestreckte Dorf. Erst als sie die Mühle und mit ihr das letzte Haus hinter sich hatte, maßigte sie ihre Schritte, schlug den Schleier zurück und wandte tief aufathmend ihr Angesicht der Sonne zu, welche, sich über einem fernen Eichenwalde erhebend, die öden Stoppelfelder beschien und die thaubeseuchteten Fäden des Altweiber-Sommers weithin wie ein Silbergespinnst erglänzen ließ. Und nun ist es auch uns vergönnt, einen Blick in ihr Angesicht zu werfen. Ach, es trug noch den unbefangenen, kindlichen Ausdruck der ersten Jugend, aber seine Farben waren schon erloschen, seine Blüthen wie von dem Reife einer einzigen Nacht abgewelkt! Es hätte wohl nur einmal flüchtig erröthen dürfen, um wieder in seinem früheren Glanze aufzuleuchten. Ist euch nicht wohl hier und da ein Mädchenauge begegnet, bei dessen Anblick es euch gar wehe wurde, so daß ihr zu ihm hättet sprechen mögen: „O, daß du fändest, was du so sehnsuchtsvoll suchst, denn fändest du es nicht, dir wäre besser, du schлöffest dich im Tode!“ — Solch ein Auge war es, das mit seinen

dunkeln Schatten Babetten's bleiche Wangen nur noch bleicher färbte. Sie hatte kaum das achtzehnte Jahr vollendet, aber eben dieses Jahr — welch' eine Fülle von Seligkeit, aber auch von Kummer und Leid hatte es ihr gebracht! Seine Geschichte ist nur kurz, kurz und gar einfach — ein Dichter könnte sie in eine einzige Liederstrophe fassen — und dennoch enthält sie, was ein ganzes, langes Leben vergiften könnte.

Ein junger Architect, ein Sachse von Geburt, war vor Jahr und Tag auf dem Gute des Freiherrn eingetroffen, um den Neubau eines Schloßflügels zu leisten. Ein Mensch von glattem Außern, zuthunlichem Wesen und dabei mit manchen geselligen Talenten begabt, hatte er in der Familie des Verwalters eine überaus freundliche Aufnahme gefunden, so daß er sich bald als ein Mitglied derselben ansehen durfte. Er half dem schon etwas altersschwachen Vater seine Rechnungen in Ordnung bringen, ließ der sehr redseligen Mutter in allen Dingen und zu jeder Zeit ein williges Ohr und erteilte Babetten Unterricht im Handzeichnen. Bald lehrte er seine eifrige Schülerin auch Landschaften nach der Natur aufnehmen und machte zu diesem Zwecke, in der Ungebundenheit ländlicher Sitte, häufige Ausflüge mit ihr in die nahe und ferne Umgegend. Babette, sonst ein stilles,

träumerisches Kind mit einer Hinneigung zu religiöser Schwärmerei, welche sie sogar mitunter den Wunsch hatte laut werden lassen, in ein Kloster zu treten, war bald gar nicht dieselbe mehr, ja, von allem fast das Gegentheil. Die Eltern freuten sich der Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, ja, sie knüpften daran die Hoffnung, daß sie den Bewerbungen des reichen Schulzensohnes, welchem sie bis dahin stets aus dem Wege gegangen, nächstens Gehör schenken werde, bis eines Tages der Architekt, mit Babetten von einem Spaziergange heimkehrend, mit dieser Hand in Hand vor sie hintrat und sie um ihren elterlichen Segen bat. Nun erschrakn sie Beide nicht wenig, denn der junge Mann bekannte sich zum Protestantismus. Wahrscheinlich hatten sie eben deshalb gar nicht an die Möglichkeit gedacht, daß er ihrem in strengster katholischer Zucht aufgewachsenen Kinde gefährlich werden könne. Jetzt erst erinnerten sie sich wieder eines Winkes, den ihnen einmal der Pfarrer gegeben, als er sie ermahnt hatte, auf Babetten ein wachsameres Auge zu haben. Und — was wird der Pfarrer dazu sagen? war auch jetzt ihr erster Gedanke. Doch die Liebe zu ihrem Kinde, das ihnen von fünfzehn noch allein übrig geblieben, die Einsicht, daß sie sich selbst die größte Schuld an dem Geschehenen beizumessen, und endlich

die eigene Zuneigung zu dem jungen Manne halfen bald ihre Bedenken überwinden, und sie gaben zu dem Verhältnisse ihre Einwilligung; nur sollte dasselbe einstweilen noch ein Familiengeheimniß bleiben.

Der Neubau war so weit beendet, daß er einer technischen Leitung nicht mehr bedurfte, und der Architect reis'te ab, um sich in seiner Heimath eine feste Existenz zu gründen und dann seine Babette heimzuholen, wie er sagte. Das war zu Anfang des Sommers gewesen. Nun war es Herbst, und er hatte seitdem erst zweimal geschrieben. Beschäftigung hatte er vollauf gefunden, aber zu einer festen Anstellung wollten sich ihm noch keine Aussichten eröffnen, hieß es in seinen Briefen. Im Uebrigen war der erste in einem leichten, scherzenden, der zweite mit flüchtiger Hand geschriebene in einem kühlen, mißlaunigen Tone gehalten, ohne daß es jedoch der eine oder der andere an Liebesversicherungen hatte fehlen lassen. Babette fühlte sich von jenem unbefriedigt, dieser warf sie auf's Krankenbett. Das war nicht die Sprache, die sie von ihm zu vernehmen gewohnt war, zu diesen Worten wollte das Bild nicht passen, das sie von ihm im Herzen trug, das war eine fremde Stimme, die da zu ihr redete, und sie machte ihr das Blut im Innersten gefrieren.

Sie erstand von ihrem Krankenlager — junge Herzen brechen nicht so leicht —, aber ihre Seele krankte fort, daß Roth ihrer Wangen lehrte nicht wieder. Die Eltern fanden in seinen Briefen eben nichts Verfängliches, sie hielten Babettens Befürchtungen für grundlos und suchten sie ihr auf jede Weise auszureben. Ach, sie wollte ja so gern glauben, ihr Herz war ja so bereit, sich jedem Hauche, der da, wenn auch noch so leise, von Hoffnung flüsterte, zu öffnen! — Es war, wie überall auf dem Lande, so auch in ihrem Hause Sitte gewesen, daß allabendlich beim Ave-Mäuten gemeinschaftlich mit dem Gesinde gebetet wurde. Seit dem Besuche des Arztekten war darin nach und nach eine Unregelmäßigkeit eingetreten, und zuletzt war es ganz unterblieben. Babette führte nach ihrer Krankheit sofort diese Sitte wieder ein, und, was auch die Eltern, was sie sich selbst zum Troste sagen mochte, kein Wort, kein Gedanke verließ ihrem Herzen solche Kraft, brachte ihrer Seele solchen Frieden, wie das einfachste Gebet, das sie aus den Tiefen ihres geängstigten Gemüthes zum Himmel emporsandte; wie ein kühler, erquickender Thau senkte es sich von dort wieder auf ihr Herz herab.

So war es auch an diesem Morgen, ja, es war

noch mehr. Sie hatte der heiligen Jungfrau eine Kerze geopfert und sich dabei gedacht, daß, wenn der verkohlende Docht sich zu ihr, der Betenden, neigen möchte, ihr das ein Zeichen sein sollte, daß die Heilige sie erhört und das Herz ihres Geliebten ihr wieder zugewendet habe. Und dieses Zeichen war eingetroffen, der Docht hatte seine dunkle Schnuppe ihr entschieden zugeneigt. Sie kannte ihrer Freude, ihrer Dankbarkeit kein Maß. Und wie sie jetzt dahin schritt durch den frischen, sonnenhellen Morgen, da war es Ein Lichtglanz, der den Himmel, die Erde und ihre Seele erfüllte. Sie stand mehrmals still und preßte ihre Hände wider das pochende Herz. Jetzt kam sie an den Steg, welcher über den Mühlbach führte. Sie lehnte sich über das Geländer hinaus und sah, wie ihr das von je her eine liebe Gewohnheit gewesen und wie sie das auch oftmals an seiner Seite gethan, dem Laufe der Wellen zu, die in geschäftiger Hast unter ihr dahin eilten, bis ihr der Kopf zu schwindeln begann. Dann aber, als ob es ihr der Seligkeit hier außen zu viel gewesen, überkam sie plötzlich ein Verlangen nach Hause, nach den engen Räumen ihres Kämmerleins. Sie hatte von dort die Aussicht auf den Schlosspark, und dieser Park war seine Schöpfung. Gerade unter ihrem Fenster hatte er die schönsten Blumen-

parthieen angebracht und in den Blumenarten selbst eine solche Auswahl getroffen, daß je nach dem Wechsel der Jahreszeit jezt das eine und dann das andere Beet im vollsten Blüthenschmucke prangte. „Die Blumen sollen Dir zu allen Zeiten meine Grüße bringen!“ hatte er gesagt. Als er von dannen zog, da hatten die Rosen geblüht, jezt waren es das Zelängerjelieber, die Georgine, die Aster und vor Allem ihre Lieblingsblume, die bleiche Malve, die Rose des Herbstes,

Der gesunkenen Sonne Kind,
Deren Blüthen keine sind,

die ihr seine Grüße heraufsandten.

Das Schloß war ungefähr zwanzig Minuten vom Dorfe entfernt. Je näher sie ihm kam, desto mehr beschleunigte sie ihren Schritt; es war ihr nicht anders, als ob der Geliebte dort ihrer harre. Sie hatte nach Empfang des zweiten Briefes sein Bildniß, mit dem sie bis dahin fast einen abgöttischen Cultus getrieben, von der Wand entfernt und es tief in ihren Koffer vergraben. Als sie jezt ihr Zimmer betrat, holte sie es wieder hervor und hing es wieder an seine vorige Stelle. Dann nahm sie eine Näharbeit zur Hand, welche seit jenem Tage gleichfalls im Koffer geruht hatte, und setzte sich damit an das offene Fenster. Die Mutter hatte ihr nämlich zur Aussteuer

ein Stück des feinsten Linnens, wozu sie das Garn mit eigener Hand gesponnen, geschenkt, damit sie sich Hemden daraus anfertige. Ein halbes Duzend war bis auf eines vollendet, und an diesem begann sie jetzt wieder zu arbeiten. Sie hatte von je her stille Beschäftigungen, bei denen sie ungestört ihren Gedanken nachhängen konnte, den geräuschvollen vorgezogen. Die Eltern behandelten sie noch wie eine Kranke und ließen sie mit all' ihren Neigungen gewähren, wenngleich es ihrem geistigen wie leiblichen Wohle förderlicher gewesen wäre, wenn sie sich tüchtig in der Wirthschaft umgetummelt hätte. So kam der Abend heran und mit demselben ein Brief von ihm. Die Mutter brachte ihn selbst nach oben und entfernte sich dann wieder. Mit zitternder Hand erbrach sie ihn, überflog mit athemloser Hast seine Zeilen und saß dann stumm und starr wie eine Leiche da. —

Die Ave-Glocke läutete. Herrschaft und Gefinde versammelten sich zum Gebete, aber die sonst die Erste zur Stelle, Babette ließ vergebens auf sich warten. Nach einer Weile ging die Mutter auf ihr Zimmer, um sie zu rufen. Es war leer, die Kerze tief heruntergebrannt, ein Papier lag auf dem Boden: der Brief des Architekten. Sie hob ihn auf und trug ihn zu ihrem Manne: denn wenn sie ihn auch ohne

Brille hätte lesen können, sie fürchtete sich vor seinem Inhalte. Nachdem der Verwalter ihn gelesen, riß er ihn in Stück, murmelte einen Fluch und machte sich auf, Babette zu suchen. Die Mutter stieg nochmals auf ihre Kammer. Hut und Tuch lagen auf ihrem Bette, sie konnte sich also nicht weit entfernt haben! Vielleicht war sie in ihrer Aufregung in den Park gerannt. Man durchforschte ihn nach allen Richtungen, rief ihren Namen in alle Winde, aber vergebens, die Rufe verhallten, Alles blieb still. Die Nacht kam im Geleite kalten Nebels, aber Babette nicht mit ihr. Während man hier angstvoll nach ihr suchte, ruhte ihr Herz, aller Erdenqual enthoben, in unzerstörbarem Frieden, umspülten die Wellen des Mühlbaches ihre arme, entseelte Hülle. Ihre Eltern zweifelten nun kaum mehr, daß ihr irgend ein Unglück zugestoßen oder daß sie sich selbst ein Leides angethan habe, und wachten in unsäglicher Bekümmerniß den Morgen heran. Und als der Tag zu grauen begann, da schritt auch schon der Unglücksbote ihrem Hause zu. Der jäh abfallende Mühlbach hatte die Leiche Babettes unfern dem Fackbaum an's Land gespült, und der Pfarrer, von einem Kranken, dem er die letzte Wegkehrung gebracht, heimkehrend, war der Erste gewesen, welcher sie dort entdeckt hatte. Er ließ sie

unter Zuziehung des Ortsbeamten und einiger Zeugen in die Mühle schaffen und ging dann selbst, um den unglücklichen Eltern zugleich mit der Trauerkunde auch die Tröstungen der Religion zu bringen. Die Mutter brach in einen entsetzlichen Jammer aus und verrieth in ihrem Schmerze, daß die Untreue des Geliebten ihr Kind in den Tod getrieben. Der Pfarrer schien davon keine Ahnung gehabt zu haben. Seine Züge nahmen plötzlich einen finstern Ernst an, und so verließ er schweigsam das Haus. Nun fiel es ihr schwer auf's Herz, daß sie ihm ihr Geheimniß Preis gegeben. Der Pfarrer war ein strenger Mann und es stand zu befürchten, daß er ihrem Kinde das christliche Begräbniß um so mehr versagen werde, als sich dieses einem Andersgläubigen verlobt hatte. Und wie sie gefürchtet, so geschah es. Ob auch der Freiherr selbst sich in's Mittel legte und ihm unter Anderm vorstellte, daß die eigentliche Todesart ja keineswegs erwiesen, vielmehr bei dem frommen Sinne der Geschiedenen eher anzunehmen, daß ein unglücklicher Zufall ihren Tod herbeigeführt habe, — er war weder durch Vorstellungen, noch durch Bitten zu bewegen, die Leiche einzusegnen und zur letzten Ruhestatt zu begleiten. Dem harten Gebote des Geschees gemäß, welches den Selbstmord ohne Rücksicht auf seine Beweggründe für

ein Verbrechen erklärt, wurde der Leichnam bei nächstlicher Weile in einem schmucklosen Sarge, dem selbst das Symbol der Erlösung, das Kreuz, fehlte, hart an der Kirchhofsmauer unter einem verdorrten Weidenbaume zur Erde bestattet. Das Hemd, an welchem die Verstorbene beim Empfange jenes unseligen Briefes gearbeitet, umgab ihre schöne Hülle. Der alte Vater und der, dessen Liebe sie verschmäht, der Schulzensohn, waren die einzigen Leidtragenden.

Im Dorfe erregte dieses Ereigniß eine ungewöhnliche Theilnahme. Denn wenn die Eltern der Unglücklichen die allgemeine Achtung genossen, so hatte sich Babette in noch viel höherem Maße die Liebe von Jung und Alt erworben. Was man sich auch von ihrem Verhältnisse zu dem Architekten und dessen Untreue erzählen mochte, es wollte Niemandem in den Sinn, daß sie sich selbst den Tod gegeben, und man murrte im Stillen über die Härte des Pfarrers. Auf ihrem einsamen Grabhügel prangten bald alle Blumen des Herbstes, wenngleich Niemand wußte, wessen Hand sie dahin gepflanzt, wer sie so sorgfältig pflegte.

Der Winter kam und ging vorüber, und als der Frühling über die Fluren und die Gräber seinen grünen Teppich breitete, da strömte eines Morgens, als ob es Allerfeiertag sei, die ganze Bevölkerung

des Dorfes dem Friedhofe zu: denn — o Wunder! — der alte Weidenbaum über Babetzens Grabe, der fast seit Menschengedenken mit verdorrten Aesten dastand, er hatte von Neuem zu grünen begonnen. Die Kunde drang zum Pfarrer; er schüttelte ungläubig sein Haupt, aber da war keine Täuschung, die alte Weide trieb wirkliche lebendige Knospen, das sah er jetzt mit eigenen Augen und — mochte er hier nun selbst ein Wunder annehmen oder wollte er dem Wunderglauben seiner Pfarrkinder nicht entgegentreten — auch er bekannte sich mit ihnen zu dem Glauben, daß der Herr hier ein Zeichen gegeben, wie er die zu Gnaden aufgenommen, an deren Grabe er so Unerklärliches geschehen lassen. Und er verordnete, daß die Leiche wieder ausgegraben und nach drei Tagen feierlich bestattet werde.

Und so geschah es. Am Morgen des dritten Tages ertönten die Glocken, nicht wie zu einem Begräbnisse, sondern wie zu einer Festfeier. Auch das Glöcklein der Schloß-Capelle fiel mit seinem hellen Silberstimmchen ein. Alles eilte zum Friedhofe. Es war über Nacht ein milder Regen gefallen und die alte Weide hatte alle ihre Knospen entfaltet. Viel geschäftige Hände rührten sich, den Sarg auszugraben, und als er aus der Gruft an's Licht der Sonne stieg,

da brach die Menge in einen lauten Jubel aus. Ein zweiter Sarg mit hochgewölbtem, reich verziertem Deckel nahm ihn auf. In diesem wurde er zur Kirche getragen und nach beendetem Seelenamte in feierlichem Aufzuge, gleich dem Reliquienschreine einer Heiligen, unter Lobgesängen und Dankgebeten zum Friedhofe zurückbegleitet. Babette fand an der Seite ihrer vorausgegangenen Geschwister ihre zweite und letzte Ruhestatt. Aber — o Wunder! — der alte Weidenbaum senkte von Stund' an seine Blätter, und als der Frühling zu Ende ging und Alles ringsum blühte und grünte, da stand er wieder wie ehebem mit verdorrten Aesten da.

In der Gennhütte.



Vier Freunde, welche in der Person eines Arztes, eines Gerichtsrathes, eines Pfarrers und eines Professors der Naturwissenschaften zufällig alle vier Facultäten repräsentirten, hatten sich zu einer Reise nach jenem Lande vereinigt, welches die Natur eigens dazu geschaffen zu haben scheint, um den Menschen auf einem möglichst kleinen Raume ihre höchsten Reize, ihre erhabensten Schönheiten zu zeigen. Wenngleich sehr verschieden geartete Charactere, waren sie doch in dem Gefühle, die Fesseln ihres Berufs für eine Zeitlang abgestreift zu haben und, vom Hauche der Freiheit umweht, in ungebundener Lust genießen zu dürfen, was Geist und Leib erfrischt und erfreuet, sämmtlich von einem gleichen Humor beseelt. Dieser Humor schien jedoch eines Tages, als sie, das Faulhorn bestiegend, gegen Abend von einem heftigen Unwetter befallen wurden und deshalb in einer Sennhütte übernachten mußten, gerade denjenigen verlassen zu haben, welcher bis dahin an heiterer, ja übermüthiger

Laune seine Gefährten noch überboten hatte. Während diese, nachdem sie sich ihrer durchnässten Kleidungsstücke entledigt, und, nur mit dem Nothwendigsten angethan, sich behaglich am Herdfeuer niedergelassen hatten, einen stark angebrannten Eierfladen mit einem Glase würziger Milch hinunter spülten, und sich dabei in den heitersten Scherzen ergingen, saß der Pfarrer, Speise und Trank verschmähend, schweigsam mit verschränkten Armen auf seinem Schemel und starrte düster in die munter lodernde Flamme. Man war es an dem höchst reizbaren excentrischen Manne schon gewohnt, zu sehen, wie er aus der fröhlichsten Stimmung plötzlich ohne erkennbaren Anlaß in einen trüben Ernst versank, allein man wußte auch, daß, wenn man ihn nur ungestört sich selber überließ, er sich eben so rasch daraus wieder erhob. Diesmal schien indeß die Wolke, welche sein Inneres belastete, nicht so bald verziehen zu wollen. Je lauter die Freunde wurden, je mehr verfinsterten sich seine bleichen Züge, bis er endlich aufsprang und zur Thüre hinaus eilte. Draußen aber tobte das Unwetter immer noch fort und trieb ihn wieder in die Hütte zurück, deren enge Räume er jetzt mit raschen Schritten durchmaß. Die Freunde, sei es nun, daß die Stimmung ihres Gefährten auch auf sie nicht ohne Einfluß blieb, oder daß sie ihn durch ihre laute

Fröhlichkeit zu verlegen fürchteten, schlugen nun in ihrer Unterhaltung auch einen ernstern Ton an und besprachen sich insbesondere über ihre nächsten Reiseziele. Als sie zuletzt auch ihn um seine Meinung befragten, erwiderte er finster:

„Beschließet, was Ihr wollt, mein nächstes Ziel ist die Heimath, morgen reise ich zurück.“

„Was ficht Dich an?“ fragte der Arzt, indem er seine Hand ergriff und ihm unvermerkt den Puls fühlte.

„Mein Entschluß mag Euch allerdings sonderbar dünken, aber ich muß heim,“ entgegnete er. „Es liegt mir wie ein Alp auf der Brust und ich kann das Gefühl, als ob sich in meiner Familie irgend ein Unglück zugetragen habe, nicht mehr los werden.“

„Alter Freund, sei vernünftig!“ erwiderte der Arzt. „In Deinem Hause, glaub' mir, ist noch Alles, wie Du's verlassen, und möchte sich dort ja ein Unglück ereignet haben, so wär' es, daß Deine Frau in Deinem Studirzimmer einmal wieder gründlich aufgeräumt hätte und dabei das eine oder andere Buch an die verkehrte Stelle gerathen wäre. Dieser jähe Wetterwechsel hat Deine Nerven herabgestimmt; laß jene Wolkenmassen sich erst vorüber gewälzt haben und der Himmel sich wieder klären über Deinem Haupte und

es wird ein ähnliches auch in Deinem Innern vorgehen. Einstweilen aber verordne ich Dir kraft meiner ärztlichen Machtvollkommenheit einige Tropfen Ungarweines. Hier ist meine Feldflasche, leere sie getrost bis auf den Grund und Du wirst alsbald schon bessere Gedanken bekommen.“

Der Pfarrer sah ihn ernst an, that aber dennoch einen kräftigen Zug aus der ihm dargebotenen Flasche und ließ sich darauf wieder auf seinen Schemel nieder.

„Also Du glaubst an Ahnungen?“ nahm der Professor das Wort. „Laß das vor Allem nur Dein Consistorium nicht wissen, es möchte Dir sonst eines Tages eine Commission Behufs Prüfung Deiner christlichen Grundsätze auf den Hals schicken: denn bekanntlich haben wir jenen Glauben, oder vielmehr Aberglauben, von den Heiden überkommen.“

„Wie so Manches, was weder christlich noch heidnisch, sondern nur menschlich ist,“ entgegnete der Pfarrer schon mit größerer Ruhe. „Wie sich unsere Vernunft auch dawider sträuben mag, der Glaube an Ahnungen, Vorbedeutungen und dergleichen übernatürliche Dinge steckt uns Allen im Blute und wer davon ganz frei zu sein behauptet, der gibt entweder der Wahrheit nicht die Ehre, oder er täuscht sich über sich selbst.“

„Wer möchte läugnen, daß dem Menschen ein Hang zum Geheimnißvollen innewohnt, ein dunkler Trieb, wenn auch mit zagem Fuße, über jene Grenzlinie hinaus zu schreiten, welche ein für allemal unserer Erkenntniß gesetzt ist. Allein ich halte diesen Trieb für einen krankhaften Auswuchs jenes, uns Allen mehr oder minder gemeinsamen, Strebens, die Schranken unseres Wissens überhaupt möglichst zu erweitern, weil er eben ein Unmögliches für sich begehrt und sich gerade da am stärksten offenbart, wo das Gefühlleben überwiegend und für Täuschungen am empfänglichsten ist. Sind nicht fast alle unsere sogenannten Heilseher unter den Weibern auferstanden und waren sie nicht sämmtlich krankhafter Complexion? Müssen sich nicht unsere Sinne erst verwirren, damit wir das Ueberfinnliche schauen? Jedes Ding, und vor Allem das Leben, hat, wie der Mond, seine dunkle, uns abgekehrte Seite. Der Wunsch, auch dieser Seite etwas für unsere Erkenntniß abzugewinnen, ist natürlich und verzeihlich. Aber wie wir den als einen ausgemachten Thoren belachen oder bemitleiden würden, welcher da wähnen möchte, daß der Mond auch einmal Kehrt machen und ihm seine andere Hälfte zuwenden werde, wenn er sich seinerseits nur die Mühe nicht verbrießen lasse, den geheimnißvollen Gesellen fleißig zu beobachten,

so müssen wir ein ähnliches Bemühen, so weit es auf die Nachtseite des Lebens gerichtet ist, nicht minder für ein thörichtes erkennen. „Das höchste Glück des denkenden Menschen ist: das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren,“ sagt Goethe.“

„Dein Vergleich trifft nicht zu,“ erwiderte der Pfarrer. „Der Mond ist eine Materie, nur unserm leiblichen Auge sichtbar und für dieses undurchdringlich, während wir es hier mit einer geistigen Welt zu thun haben. Ueberdies möchte ich einen Glauben, welcher dem Bewußtsein der ganzen Menschheit gemein ist, schon um deswillen weder für eine Krankheit noch für eine Thorheit erklären.“

„Muß ich Dich auf Deinem eigenen Gebiete schlagen? Du wirfst mir als Theolog doch einräumen, daß auch, was man Erbsünde nennt, im Bewußtsein der Menschheit liegt, und ist nicht die Sünde eine geistige Krankheit?“

„Die Sünde freilich, aber nicht das Bewußtsein davon.“

„Nun genug Eures Theoretisirens,“ fuhr der Arzt dazwischen. „Ein nüchterner Naturforscher, der Nichts für wahr und gewiß hält, als was er mit seinen Händen tasten kann, und ein gläubiger Theolog, der

mit geistigen Fühlfäden begabt, sich auf seine innern Anschauungen beruft, werden sich nie auf diesem Felde einigen. Facta loquntur! Halten wir uns an Thatfachen! Hat je Einer von Euch eine Ahnung, das heißt: ein Vorgefühl von irgend einem Ereigniß gehabt, das wirklich eingetroffen? Hat je Einer von Euch eine Mahnung aus der Geisterwelt vernommen? — Das nicht, aber Jeder von Euch hatte einmal einen Freund und der hatte wieder einen Freund, der ein durchaus glaubwürdiger und verständiger Mann gewesen sein soll, und dem ist einmal etwas Wunderbares begegnet.“

„Wenn Euch nun der nüchterne Naturforscher trotz seines Skepticismus etwas aus seinem eignen Leben zum Besten gäbe, was sich stark wie eine Ahnung anließe!“ versetzte der Professor. — „So höret denn! — Ich war als junger Privatdozent an der Universität zu H. eines Tages zu einer Abendgesellschaft gebeten. Man hatte mich mit einigen jungen Mädchen an den Whisttisch gesetzt; da indeß Keiner von uns sich recht auf das Spiel verstand, vielmehr der Eine noch ärgere Schnitzer machte wie der Andere, so fing daselbe bald an, uns zu langweilen, und wir trieben statt dessen allerlei tolles Zeug. Auf einer Console dicht hinter mir stand eine Tafeluhr. Sie schlug acht

und ehe sie noch ausgeschlagen, fühlte ich mich plötzlich von einer so peinlichen Unruhe, ja Angst befallen, daß ich hätte aufspringen und davon rennen mögen. Ich bemühte mich vergebens, dies Gefühl niederzukämpfen, und verließ deshalb vor der Zeit die Gesellschaft. Um meine Unruhe durch Ermüdung zu beschwichtigen, eilte ich hastigen Schrittes durch einige Straßen und zum Thore hinaus, aber nun gesellte sich ihr noch ein seltsames Grauen bei, welches allen Dingen um mich her ein unheimliches Leben verlieh. Als ich am anatomischen Theater vorüber kam, wollte es mich bedünken, als stehe hoch oben auf seiner gläsernen Kuppel der leibhaftige Tod, und schwinde in toller Laune seine Hippe um das eigene Haupt; es war aber nur eine mir sonst sehr wohlbekannte Wetterfahne in Gestalt des Saturnus, dessen goldne Sichel weithin im Mondlichte erglänzte. Endlich suchte ich, um all' dem Spuk zu entrinnen, meine Wohnung auf. Als ich etwa zwischen zehn und elf Uhr mein Zimmer betrat, welches vom Monde taghell erleuchtet war, wurde mein Blick gewissermaßen gewaltsam auf meinen Arbeitstisch gezogen. Auf demselben lag ein Brief. Ich löste hastig das Siegel und trat mit ihm an's Fenster. Er enthielt ein Telegramm mit der Nachricht, daß mein Vater nach kurzem Unwohlsein gegen acht Uhr selbigen

Abends an einem Schlagflusse gestorben sei und wenige Augenblicke vorher sehr nach mir verlangt habe. Nun war alle Unruhe von mir gewichen. Mein Vater war ein hochbejahrter Mann, der stets in glücklichen Verhältnissen gelebt, sich bis zu seinem Ende einer guten Gesundheit zu erfreuen gehabt und sich völlig ausgelebt hatte, so daß also sein Hingang, welcher überdies ganz ohne Einfluß auf meine eigenen Lebensverhältnisse blieb, mich eben nicht allzu schmerzlich berühren konnte, und somit auch jene ungewöhnliche Angst durch seinen Tod nicht hinlänglich motivirt erschien. Ich habe später, während ich in den Prairien Mexiko's botanische Studien trieb, ganz andere Verluste erlitten, wie Ihr wißt, aber von ihnen hat nicht die leiseste Ahnung zu mir gesprochen. Wer bringt in diese Thatfachen irgend einen vernünftigen Zusammenhang? — Wo mir aber die Vernunft zu fehlen scheint, da nehme ich getrost einen Zufall an und gehe zur Tagesordnung über."

"Da unsere Unterhaltung nun einmal in diese Wege gerathen ist," nahm der Gerichtsrath das Wort, „so erlaubt, daß auch ich einen Beitrag dazu liefere."

„Selbsterlebtes oder —"

Der Gerichtsrath nickte bejahend, der Professor rieb sich vergnügt die Hände und jener begann:

„Ich hatte im März des Jahres 18— als Untersuchungsrichter eine Dienstreise zu machen, und zwar die erste seit dem Tode meiner Frau. Es war an einem jener trüben, naßkalten Tage, deren verstimmendem Einflusse sich auch das heiterste Gemüth nicht ganz zu entziehen vermag, als ich um die Mittagszeit den nach B. abgehenden Personenwagen bestieg. Der Weg dorthin führte hart am Friedhofe vorüber, welcher etwa zwanzig Minuten von der Stadt entfernt lag. Als ich mich ihm näherte und die Lannengruppe erblickte, zu deren Füßen man vor kaum drei Wochen meinem Weibe die letzte Ruhestätte bereitet hatte, begann es mir wieder gar wehe um's Herz zu werden. Wenngleich meine Dienstreisen selten von langer Dauer waren, so konnte sie doch niemals eine schmerzliche Bewegung unterdrücken, wenn ich mich von ihr trennte, weil sie stets die geheime Furcht hegte, daß mir irgend ein Unglück zustoßen möge, und das Bild so mancher Abschiedsscene trat mir wieder lebhaft vor die Seele. Ich sah ihr dunkles Auge, das sonst so schalkhaft lächeln konnte, von Thränen befeuchtet, ich vernahm den Ton ihrer lieben Stimme, womit sie mir ein: ‚Reise glücklich, mein Herz, und komm gesund wieder‘, nachrief. Jetzt fuhr ich zum erstenmale ohne ihren Abschiedsgruß, ohne daß ihre Gedanken mich begleiteten, dahin, und

es war mir, als ob sie meine Nähe empfinden, ja, als ob sie sich aus ihrem Todeschlummer erheben und die Arme nach mir ausstrecken müsse. Ich saß allein im Wagen und ließ meinen Thränen freien Lauf. Als wir der Lannengruppe gegenüber waren, bog ich mich unwillkürlich zum Schlage hinaus und rief in höchster Erregung: „Lebwohl, lebwohl, mein Herz!“ Dann warf ich mich in die Ecke zurück und schloß meine Augen, um ungestört meinen Erinnerungen nachzuhängen. Und immer klarer und klarer tauchte ihr Bild vor meiner Seele auf. Es war nicht ihr Bild mehr, was ich schaute, sie war es selbst, wie sie lebte und lebte, in all' ihrer Anmuth und Lieblichkeit; ihre süße Gegenwart durchschauerte alle meine Sinne. Jetzt hob sie wie flehend ihre Arme zu mir empor und es schien, als ob sie mühsam nach einem Worte ringe. Plötzlich öffnete sie ihre Lippen und ich vernahm ganz deutlich die Worte: „Hast Du auch nichts vergessen?“ Diese Frage pflegte sie nämlich allemal beim Abschiede an mich zu richten, weil ich in meiner Zerstreutheit und bei meinem hastigen Wesen schon häufig das Eine oder Andere hatte zurückgelassen. Ich schrak auf und besann mich — ich hatte diesmal nicht allein nichts, ich hatte Alles, selbst meine Akten, vergessen, ohne die ich in B. nichts ausrichten konnte.

Ich ließ sofort halten, sprang aus dem Wagen, der natürlich weiter fuhr, und eilte in die Stadt zurück, um eine Stunde darauf, mein Aftenbündel auf dem Schooße, in einer Miethskutsche meine Reise von Neuem anzutreten. Ich langte gegen eilf Uhr unter strömendem Regen, in der tiefsten Dunkelheit, an der Fähr, B. gegenüber, an. Der Fluß war, wie gewöhnlich um jene Jahreszeit, in Folge der geschmolzenen Schneemassen, welche die Gebirgswasser ihm zuführten, zu einem mächtigen, reißenden Strome angeschwollen. Mein Kutscher wünschte, wohl um das Ueberfahrtsgehd zu sparen, in einem Wirthshause diesseits zu übernachten, und ich verließ deshalb den Wagen. Als ich den Nachen betrat, erzählte mir der Fährmann, daß etwa anderthalb Stunden zuvor die Personenpost von L. an dieser Stelle verunglückt sei und die drei Passagiere, welche auf der letzten Station eingestiegen, in den Wellen ihren Tod gefunden hätten. Nur der Postillon habe sich durch einen Sprung in die Fähr gerettet. Dieser hatte nämlich in der Dunkelheit die Wendung zu kurz genommen und war, statt auf die Ponte, in den Fluß gefahren. Ihr könnt Euch von dem erschütternden Eindrücke, den diese Nachricht auf mich ausübte, einen Begriff machen. Meine Frau hatte mich, wie schon gesagt, nie ohne die Besorgniß

reisen lassen, daß mir irgend ein Unglück widerfahren möge. Nun hatte mir wirklich ein solches bevorstanden, aber ihre treue Liebe hatte, über Grab und Tod hinaus, über meinem Haupte gewacht und mich vor einem sichern Untergange bewahrt. So glaubte ich damals und so glaube ich auch noch in diesem Augenblicke."

Der Gerichtsrath schwieg und fuhr sich mit der Hand über die Augen. Auch der Freunde hatte sich eine ernste Stimmung bemächtigt, es wagte keiner, das allgemeine Schweigen durch irgend eine Bemerkung zu unterbrechen, und bald darauf suchte Jeder sein Heulager auf.

Als sie am andern Morgen, von den Klängen des Alphorns geweckt, sich vom Schlummer erhoben und in's Freie hinaustraten, um nach Wind und Wetter auszufschauern, lagerten in den Thälern noch die Schatten der Nacht, aber um die höchsten Alpengipfel zuckten schon die Schimmer des Morgenroths und bald glühten auch die Häupter der niedrigeren Berge in rosenrothem Lichte. Die Freunde sahen schweigend, wie in Andacht versunken, dem erhabenen Schauspiele zu. Als nun aber die Sonne in all' ihrer Glorie aus der Tiefe emporstieg und, weithin ihre Strahlen sendend, die ganze Landschaft mit einem Lichtmeer überfluthete,

da brachen sie in einen hellen Jubel aus und setzten bald darauf, vier fröhliche Gefellen, ihre Wanderung zum Gipfel des Berges fort.

„Nun, Pastor, wer hat gestern von uns beiden recht gehabt?“ fragte der Arzt den rüstig voran schreitenden Pfarrer, indem er ihm einen kräftigen Schlag auf die Schulter versetzte.

»Taisez vous!« erwiderte dieser, seinen Alpenstock wider ihn erhebend.

Annina.

Es war im August des Jahres 18—. Die Saison von Ostdende stand in ihrer höchsten Blüthe. Der breite, langgestreckte Steindamm, welcher die Stadt vom Meere trennt, und der mit seinem im maurischen Style erbauten Curhause in der Mitte und seinen leichten zierlichen Pavillons zu beiden Seiten der dortigen Badewelt fast zum alleinigen Tummelplatze dient, gewährte den aus allen Ländern des Continents zahlreich herbeigeströmten Curgästen kaum hinlänglichen Raum, um sich ungehindert nebeneinander herzubewegen. Unter letztern bildete der weibliche Theil beiweitem die Mehrzahl und die umfangreichen Gewänder der auf und nieder wandelnden Schönen, mit denen der Seewind oft ein gar loses Spiel trieb, trugen nicht wenig zur Schmälerung des Raumes bei. Ostdende ist bekanntlich vorzugsweise das Bad der Vornehmen und Reichen, welche, nachdem sie von den Strapazen der Wintervergnügungen bereits in einem Bade des Binnenlandes Erholung gesucht, hier zur Vollendung ihrer

Eur ihre verzärtelten Leiber den Meereswellen preisgeben. Aber, wieviel Luxus, wieviel Schönheit sich auch täglich dort entfalten mochte, nach einer eigentlich interessanten, hervorstechenden Persönlichkeit suchte man vergebens und es fand sich sonach auch hier die alte Erfahrung wieder bestätigt, wie sparsam solche unter der Menschheit vertheilt sind. Nur ein besonders scharfer Beobachter, welcher sich nicht damit begnügt, sein Auge bequem umher weiden und nur flüchtig von einem Gegenstande zum andern gleiten zu lassen, vielmehr seinen Blick vornehmlich auf dasjenige richtet, was hinter jeder Erscheinung mehr oder minder verborgen liegt, konnte sich von einer weiblichen Gestalt angezogen und gefesselt fühlen, welche dem gewöhnlichen, nur die Oberfläche der Dinge streifenden Auge vielleicht nur durch die Einfachheit ihrer ganzen Erscheinung, sowie durch die ungewöhnliche Blässe ihrer schönen Züge auffiel. Selbst die Schönheit der Letztern war so wunderbarer, geistiger Art, daß sie mehr empfunden, als geschaut werden konnte und sich deshalb auch jeder Beschreibung entzog. Die einzelnen Theile ihres Gesichts gingen gewissermaßen in der traumhaft verschwommenen Harmonie des Ganzen auf. In der That hatte sie denn auch durch jene Merkmale, insbesondere bei der Frauenwelt, wenigstens soviel Auf-

sehen erregt, daß man es der Mühe werth gehalten, sich nach ihrem Namen, Stande &c. zu erkundigen. So hatte man denn erfahren, daß diese scheinbar so anspruchslose junge Dame eine russische Fürstin aus dem Herzogthume Warschau sei, welche, nachdem sie im Hôtel Fontaine abgestiegen, eine stille bescheidene Wohnung in der rue des Soeurs blanches bezogen habe. Die Curliste wies zwar auch ihren Namen nach, allein derselbe war, wie er dort gedruckt stand, für eine nichtslavische Zunge fast unaussprechbar und man nannte sie deshalb schlechthin „die Fürstin“. Sie pflegte sich in den ersten Tagen ihres Aufenthaltes nur in den frühen Morgen- und in den späten Abendstunden in Begleitung einer ältern Dame auf der Digue zu zeigen, und man hatte sie bisher niemals in anderer Gesellschaft gesehen. Eines Abends jedoch, als sie im Zwielicht mit ihrer Begleiterin vom Hafendamme heimkehrte, trat ihr in der Nähe des Pavillon du Phare ein junger Mann entgegen, dessen Gesichtsausdruck sowohl als sein Anzug sofort den Polen erkennen ließ. War es Freude oder Schrecken oder Unwillen, oder ein Gemisch von allen diesen Affekten, was sie bei seinem Anblick erfüllte und ihr im ersten Augenblicke das Blut in die Wangen trieb, um sie im nächsten wo möglich nur noch bleicher zu färben?

„Alegis! — Graf Sninski!“ rief sie mit, wie zur Abwehr vorgestreckten Armen, während ihre Begleiterin sich ängstlich nach einem möglichen Zeugen dieser Scene umsah. Ein solcher war jedoch nicht in der Nähe: denn ein Concert im Curssaale hatte die meisten Gäste dorthin gezogen. Er ergriff ihre Hand und führte sie zu seinen Lippen.

„Vergieb mir, Annina, daß ich mein Versprechen brach,“ stammelte er. „Und hätte ich Dir Tausend Eide geschworen, ich konnte nicht anders. Glaub mir, ich bin nur dem Wahnsinn oder dem Tode entronnen, indem ich Dir nacheilte, es litt mich nimmermehr daheim.“

„Das ist die Sprache, die mich so oft erschrecken gemacht und die ich nie mehr zu vernehmen dachte,“ erwiderte sie mit zitternder Stimme.

„Es ist die Sprache, wie sie aller Orten eine Liebe redet —“

„Die über ihr Maaß hinausgeht und der ich straflos kein Gehör darf leihen,“ unterbrach sie ihn.

„Du bringst sie, wie so oft, auch jetzt zum Schweigen. O Annina, Annina! nach soviel Tagen, nach soviel Nächten unsäglicher Qualen — hast Du kein anderes Wort für mich?“ rief er aus, wiederum ihre Hand erfassend.

Vom Turhause her drangen die schmetternden Töne der Ouverture zum Lannhäuser und von einem Boote im Meere zischte, den Beginn eines Feuerwerks verkündend, eine Rakete auf, welche im Verlöschen mit leisem Knalle einen Büschel milchweißer Licht-Blüthen entfaltete.

„Alexis! —“ rief sie und Beide lagen sich in den Armen und die Wogen der Liebe schlugen hoch über ihnen zusammen.

Der Damm füllte sich immer mehr und mehr mit Spaziergängern, welche dem Feuerwerke zuschauten. Um sich ihrem Bereiche zu entziehen, stiegen sie eine der nächsten Treppen, welche zum Strande führten, hinab und wandelten, während der stille Meerespiegel von den Feuergarben der Girandolen wider leuchtete, in oft unterbrochenen, aber leidenschaftlich erregten Gesprächen, deren Inhalt wir später erfahren werden, am Gestade auf und nieder, bis die letzte Rakete verpufft war und das Meer nur noch das friedliche Gewimmel der himmlischen Lichter zurückstrahlte.

„Die russische Fürstin an der Seite eines Polen!“ sagte oder dachte mancher Turgast, als jene andern Tages in Gesellschaft des Grafen auf der Digue erschien. Es war aber Einer unter ihnen, der mit seinen Gedanken noch etwas weiter ging, und dieser Eine war

der russische Legationssekretär am englischen Hofe, Baron Tschigry, welcher Tages zuvor mit einer jungen Engländerin, seiner vorgeblichen Gattin, aus London eingetroffen war. Er stand anfangs wie festgewurzelt, als er der Fürstin mit ihrem Begleiter ansichtig wurde. Dann stieß er einen Fluch aus und sprach leise vor sich hin:

„Komm ich Dir auf die Spur, Du schöne Heilige? — Also kalt bist Du nicht, wie ich glaubte, und auch der Heiligenschein um Dein Haupt war nur ein Blendwerk! —“

„Was ficht Dich an?“ fragte Miß Sally.

„Faß Dir einmal das Pärchen in's Auge, das da auf uns zukommt,“ erwiderte er, seinen Panamahut tiefer in's Gesicht drückend. „Run, was hältst Du von den Zweien?“

„Daß es ihnen geht, wie uns,“ entgegnete Sally.

„Wie das?“

„Run, daß sie rasend ineinander verliebt sind; sie scheinen ja nichts zu sehen und zu hören außer sich.“

„Und was weiter? Sind sie vermählt?“

„Würden sie dann ineinander verliebt sein?“

„Bravo, mein Nätzchen,“ lachte der Baron, „Du hast eine gesunde Logik.“

„Die lernt sich schon in der Schule des Lebens,“ erwiderte Sally nicht ohne Affektation, aber doch auch mit einem Ausdrücke tieferer Empfindung. „Aber was ist mit ihnen? kennst Du sie?“

„Alter Graukopf! laß Dir Deine Silberrubel zurückzahlen, die Waare ist wurmstichig. — Ob ich sie kenne? Ei freilich; sie ist so zu sagen meine — Tante und der Nefse war einmal wie toll in das Weib vergafft.“

„In dies Mondgesicht? Das ist sonst nicht Dein Geschmaç.“

„Es war nicht immer so bleich und in seinen Augen brannte etwas von dem Feuer der Deinen — Himmels- oder — Höllengluth. Doch mich wandelt ein plötzliches Gelüste an nach einer Flasche Sekt; komm, laß uns in diese Bude treten.“

Wiß Sally war nicht die Person, solchen Gelüsten ihres Freundes einen Widerstand entgegenzusetzen, und Beide ließen sich im Pavillon du Rhin, ziemlich abgesondert von den übrigen Gästen, an einem sauber gedeckten Frühstückstischlein nieder. Während Sally ein paar Duzend Austern verzehrte und dem Baron von Zeit zu Zeit eine der bestgenährtesten zureichte, stürzte dieser hastig Glas auf Glas hinunter. Er hatte eben das letzte geleert, als die Fürstin wiederum mit dem Polen und ihrer Gesellschafterin vorüberging.

Er sprang auf, ballte seine Faust und murmelte einige unverständliche Worte vor sich hin.

„Was hast Du nur?“ fragte Sally, ihn unvermerkt auf seinen Stuhl zurückziehend. „Bedenk, daß wir hier nicht allein sind. Wie es scheint, ist die alte Leidenschaft für die Blasse wieder in Dir erwacht.“

„Bah! Die Tollheit ist vorüber, aber der Anblick des Polen mit seinem süßen trübseligen Lächeln bringt mich allemal in Wuth. In diesem verdammten Lächeln und seinen perlweißen Zähnen steckt der ganze Zauber dieses Burschen.“

„Was kümmerte Dich sein Lächeln, was kümmerte Dich überhaupt seine Existenz, wenn Du nicht eifersüchtig auf ihn wärest!“

„Als ob der Haß immer seine tiefern Gründe haben müßte! Kann ich nicht einen Menschen seiner schnarrenden Stimme wegen hassen oder wegen seines rothen Haares oder weil er seinen Kopf so und nicht anders trägt oder weil mir seine Nase nicht gefällt? Weshalb nicht auch wegen seines Lächelns? — Man nennt das Idiosynkrasie, mein Narrchen!“

Der Baron verfolgte, sich vorbeugend, die Gruppe mit den Augen. Die Fürstin stieg, wie er bemerkte, mit ihrer Gesellschafterin die breite Steintreppe, welche zum Hauptbadeplatze führte, hinab, während der Pole

seinen Weg weiter fortsetzte und der Düne zuging. Der Baron schien, wie seine Miene verrieth, etwas Anderes erwartet zu haben. Er reichte Sally seinen Arm und Beide mischten sich in den Strom der auf und nieder wandernden Gurgäste. Während jene die Vorübergehenden in ziemlich ungenirter Weise musterte und es dabei an moquanten Bemerkungen über die eine oder andere Persönlichkeit nicht fehlen ließ, schritt der Baron ihr schweigsam zur Seite.

„Aber worüber brütest Du denn die ganze Zeit?“ fragte sie ihn endlich. Du machst mich bald alles Ernstes glauben, daß die Blasse es Dir von Neuem angethan und Du Böses wider ihren glücklichen Liebhaber sinnst. Jedenfalls hast Du meine Neugier angeregt, etwas Näheres über sie zu erfahren. Wer ist diese räthselhafte Tante, die wohl ein halbes Menschenalter jünger ist, als ihr vorgeblicher Neffe, und wo hast Du sie kennen gelernt?“

„Wer sie ist? — Nichts mehr und nichts weniger, als die Tochter eines polnischen Edel- und Bettelmannes, der sie vor einigen Jahren für soviel tausend Silberrubel an den Fürsten Troitzkoi, meinen verehrten Oheim mütterlicher Seite verkauft hat.“

„Sind die schönen Frauen bei Euch ein so seltener Artikel, daß sie so hoch im Preise stehen?“

„Wer vermag zu sagen, was ein Engel werth ist! Und Engel seid ihr doch einmal Alle in den Augen derer, die das Unglück haben, in euch verliebt zu sein. Verliebt aber war der Alte wie ein Fahnenjunker, und da sie über gewisse Dinge anders dachte, wie Du, my Dear, und er sie nicht zur Geliebten haben konnte, so nahm er sie zum Weibe.“

„Und machte sie zur Fürstin? O die Glückliche!“

„Sie hätte es sein können, wenn sie nicht eine verdrehte Polin mit polnischen Mucken und Grillen in Kopf und Herzen gewesen wäre. Er that ihr Alles zu Liebe, was so ein Alter einem jungen Weibe Gutes und Liebes anthun kann, aber sie wies das Eine wie das Andere zurück und beharrte standhaft bei ihrem Vorsatze, unglücklich zu sein und zu bleiben.“

Sally lachte laut auf.

„Ich war damals,“ fuhr der Baron fort, „auf dem Gute meines Oheims bei Warschau, um der Jagd zu pflegen. Das junge Weib mit dem schönen bleichen Gesichte und den dunkeln Augen, die bald wie Blicke ausleuchteten bald wie Sterne durch trübes Gewölk schimmerten, aber niemals lächelten, dauerte mich. Ich näherte mich ihr und suchte mir vorerst ihr Vertrauen und dann wohl noch etwas mehr zu gewinnen, allein der Neffe ihres Gemahls vermochte ihr Herz nicht zu rühren, sie war unnahbar wie eine Heilige.“

„Und der Pole? —“

„Gott verdamme ihn! ich kenne ihn nicht weiter, aber wenn mein Auge mich nicht täuscht, muß er ein Gutsnachbar des Fürsten sein.“

„Hast Du nicht Lust, Dich Deiner Tante wieder vorzustellen?“

„Und welche Rolle sollte ich Dich dabei spielen lassen?“

„Nun, eben die, welche sie dem Polen gegenüber spielt. Wie es scheint, denkt sie über gewisse Dinge jetzt anders wie früher. Sie hat sich mit ihm, ich habe mir mit Dir ein Rendezvous hier gegeben.“

„Ich halte es einstweilen noch für besser, mein Incognito zu bewahren.“

Der Baron sah nach der Uhr.

„Noch vier Stunden bis zum Diner,“ seufzte er. „Wie doch die Zeit hier schleicht! So ein Seebad ohne Bank, giebt es etwas Langweiligeres, als etwa London am Sonntag? Man spricht viel von der Poesie des Meeres. Ich hab' es einmal mit einem Distichon vergleichen hören, wobei die Fluth den Hexameter und die Ebbe den Pentameter abgebe. Ich habe nichts dawider, aber wer mag den ganzen Tag Verse lesen, und wären sie von Puschkın oder Byron? Wer sich mit der Langeweile nicht so wohl abzufinden versteht wie John Bull, der sich des Vormittags durch die

Sahara von so viel Zeitungen schlägt, Nachmittags Fische fängt und Abends eine Luftfahrt in die See macht, der ist hier gar übel berathen.“

„Ich will Dir einen Vorschlag machen.“

„Laß hören.“

„Kauf mir eine neue Mantille.“

„Zum Zeitvertreib! —“

„Freilich. Wir schlendern dabei behaglich von Laden zu Laden, sehen uns dies und das an —“

„Und wenn wir endlich die schönste und theuerste ausfindig gemacht haben, geben wir der Marchande des modes den Auftrag, sie in unser Hotel zu schicken.“

„Die Auswahl überlasse ich Deinem Geschmacke und — Deiner Generosität.“

„Wenn nun aber Nichts meinem Geschmacke entsprechen sollte! —“

„So komme ich ihm mit dem meinigen zu Hülfe; auf alle Fälle haben wir uns aber über einige langweilige Stunden hinausgebracht.“

„Wer möchte Dir bestreiten, mein theurer Engel, daß Du so weise als klug, so klug als weise bist und Du unsere beiderseitigen Interessen stets miteinander zu vereinigen verstehst. Komm, ich überlasse mich wie immer Deiner Führung.“

Und sie lenkten ihre Schritte der Stadt zu.

Während dessen hatte der Pole seinen Weg zur Düne fortgesetzt. Hastigen Fußes eilte er über die sandigen Pfade hinweg, als ob er irgend ein Ziel zu erreichen getrachtet hätte; und doch waren es nur seine Gedanken, war es nur der Sturm seiner Gefühle, was ihn so eilen ließ. Erst, als er plötzlich das Dörfchen Mariaferk mit seinen rothen Ziegelbächern vor seinen Füßen liegen sah, that er seinen Schritten Einhalt und streckte sich ermüdet, das Angesicht der See zugekehrt, in den Dünen sand.

Der Russe hatte sich über seine Person nicht getäuscht. Graf Bninski war der nächste Gutsnachbar des Fürsten Troitzkoi. Ein unbedeutender Grenzstreit, welcher gerade in die Zeit fiel, als der Baron auf dem Gute seines Oheims anwesend war, und welcher durch die Nachgiebigkeit des Grafen mit einem Vergleiche endete, hatte nicht allein die persönliche Bekanntschaft Beider vermittelt, sondern auch ein gewisses freundschaftliches Verhältniß zwischen den, wie an Jahren, so insbesondere in ihren politischen Anschauungen und Gesinnungen allerdings sehr verschiedenen Männern herbeigeführt, so daß namentlich der junge Graf ein eben so häufiger als willkommener Gast auf dem Gute des Fürsten geworden war.

Der Fürst, welcher, ein ächter Moskowiter vom

Wirbel bis zur Sohle, sich trotz seines mehr als sechszigjährigen Alters noch im Besitze seiner vollen Manneskraft befand, war eine leidenschaftliche, gewaltsame, aber sonst ziemlich ehrliche Natur von sehr mäßiger Bildung. Er hatte zu der Tochter eines seiner Pächter, eines unbemittelten polnischen Edelmannes, eine heftige Neigung gefaßt und, da solche keine Erwiderung fand, den Vater des kaum sechszehnjährigen Mädchens, das solchem Ansinnen nur einen schwachen Widerstand entgegenzusetzen gewagt, durch ein bedeutendes Geldopfer vermocht, sie ihm zum Weibe zu geben. Er ließ lange Zeit kein Mittel, das Klugheit und Liebe ihm eingaben, unversucht, sich auch das Herz seiner Annina zu gewinnen. Um sie den ihr einmal angethanen Zwang möglichst vergessen zu machen, gestattete er ihr jede mögliche Freiheit. Er gab seinem Benehmen gegen sie mehr das Gepräge, bald einer väterlichen Freundschaft, bald einer ritterlichen Courtoisie und schien somit auch ihrerseits auf eine leidenschaftliche Erwiderung seiner Gefühle keinen Anspruch zu machen. Dagegen suchte er mit der zärtlichen Aufmerksamkeit eines jugendlichen Liebhabers ihre etwaigen Neigungen und Wünsche zu erspähen und es würde ihm kein Opfer zu groß gewesen sein, sie zu befriedigen. Allein Annina hätte selber nicht eine so

leidenschaftliche und zugleich ideale Natur, hätte nicht eine so schwärmerische Polin sein, vor Allem aber nicht wissen müssen, daß sie — verkauft war, um in ihrem Gatten etwas Anderes zu erblicken, als ihren Herrn und Gebieter, als einen Feind ihrer Nation. Alle seine Bemühungen, sie sich geneigt zu machen, waren vergebens. Sie wies, wie seine Liebe so auch alle jene Gaben, mit denen er ihre weibliche Eitelkeit zu reizen dachte, sanft, aber entschieden zurück; sie verzichtete auf die Rechte einer Gattin und wollte nichts sein, als seine gehorsame Magd. Daß ihm darüber endlich die Geduld riß und sich sein lange verhaltener Unwille von Zeit zu Zeit in heftigen Zornausbrüchen Luft machte, war bei seinem Charakter eben so natürlich, als es dem ihrigen gemäß war, daß sich ihrer Abneigung gegen ihn auch noch die Furcht gesellte. Nicht selten, daß sie nach solchen, meist mit unwürdigen Drohungen begleiteten Ausbrüchen, welche sie allemal in starrer Ruhe über sich ergehen ließ, wie todt zu Boden sank. Und dennoch ließ sich kaum sagen, welches Verhältniß sie unglücklicher machte, ob das eheliche oder das zu ihrem Vater. Wenngleich dieser sich auch keines eigenen Besizthums zu erfreuen hatte, so gewährte ihm doch sein Pachtgut ausreichende Mittel zu einer anständigen Existenz; aber das hatte seinem Gutterus, Dunkle Wege.

edelmännischen Hochmuthe nicht genügt, er wollte wie einstmalß seine Vorfahren wieder einen Edelsitz zu eigen haben, er wollte auch gewisse luxuriöse Neigungen befriedigen und brachte dafür sein Kind zum Opfer. Annina wußte das und sie empfand es als eine ungeheure, ihr angethane Schmach. Wie sich auch ihr Herz dagegen sträuben mochte, sie verlor die Achtung vor dem, der bis dahin in ihren Augen makellos dastand, und ihr kindliches Gefühl verkehrte sich in Groll und Bitterkeit. So hatte denn dies junge Herz kaum seinen eigenen warmen Schlag zu empfinden begonnen, als auch schon ein verheerender Sturm darüber hingefahren war und sein blühendes Leben vernichtet hatte. Doch, welche Verheerungen er auch in ihm angerichtet, eine Stelle war davon verschont geblieben, es war die Stelle, da ihre fromme früh verstorbene Mutter den Samen des Glaubens zugleich mit der Liebe zu ihrem Vaterlande ausgestreuet hatte. Dieser Samen war wunderherrlich aufgegangen und inmitten seiner üppigen Halme erhob sich wie eine Tempelsäule aus Schutt und Trümmern das Bild der heiligen Gottesmutter, die sie ja schon früh als die besondere Schutzheilige der Polen zu verehren gewohnt war. Zu ihm flüchtete sie, zu diesem Gnadenbilde hob sie das thränenlose Auge empor, wenn ihrer

Seele die Verzweiflung nahe trat. Und wer möchte sie des Aberglaubens schelten, daß sie das Bild der Heiligen auch als Amulet auf ihrem Busen trug und es häufig mit Inbrunst an ihre Lippen drückte!

So waren über ihrem unseligen Bunde einige Jahre dahin gegangen. Der Fürst ließ sie mehr und mehr gewähren, ja er begünstigte sogar auf jede Weise ihre Frömmigkeit, indem er von ihr und der Zeit eine Aenderung ihrer Gesinnungen hoffte. Auf diese Frömmigkeit mochte er denn wohl auch bauen, als er eines Tages den Grafen Bninski bei seinem Weibe einführte. Sie erinnerte sich, in ihrem elterlichen Hause seinen Namen häufig unter den Namen derjenigen gehört zu haben, welche als die wärmsten Anhänger ihrer Nationalsache galten, und sie traute kaum ihren Ohren, als sie ihn aus dem Munde des Fürsten vernahm. Es beschlich sie ein Gefühl von Angst, den Grafen im Hause desjenigen zu sehen, von welchem sie nicht anders wußte, als daß er im Grunde seiner Seele Alles haßte, was nur die polnische Zunge redete. Sie glaubte ihn in die Höhle des Löwen gerathen und hätte ihn gern zurückwinken mögen. Ihre Besorgniß steigerte sich noch mehr, als der Fürst ihn gar zur Tafel behielt und in sein Benehmen gegen ihn eine anscheinend so ungekünstelte Freundlichkeit legte, wie

er sie sonst kaum seinen russischen Gästen zu erweisen pflegte. Der Fürst suchte Annina während der Tafel wiederholt mit in's Gespräch zu ziehen; allein, wenn sie auch Zartgefühl genug besaß, das Unglück ihrer Ehe nicht zur Schau zu tragen, vielmehr in Gegenwart dritter Personen eher Alles vermied, was darauf hätte hindeuten können, so hielt doch eben jetzt eine seltsame Befangenheit ihren Mund verschlossen. Sie fühlte dem Grafen gegenüber etwas wie Scham, daß sie das Weib eines Russen geworden, und glaubte, daß sie ihm deshalb verächtlich erscheinen müsse. Sie warf nur dann und wann einen verstohlenen Blick, bald auf ihren Gatten, bald auf den Grafen, als ob sie die eigentlichen Gesinnungen beider Männer gegeneinander aus ihren Zügen hätte lesen wollen. Dabei begegnete sie einmal dem Auge des Grafen und eine tiefe Röthe überflog ihre bleichen Züge, so daß sie von da ab kaum mehr aufzublicken wagte und bald die Tafel verließ. Und dennoch waren alle ihre Besorgnisse grundlos. Der Fürst empfand ein wirkliches Wohlwollen gegen den jungen Polen, der sich in ihrem gegenseitigen Rechtsstreite so verständig und nachgiebig gezeigt, und dachte nicht daran, ihm eine Falle zu legen. Dann aber war dieser auch über das Verhältniß beider Ehegatten völlig unterrichtet und er fühlte mit ihr, die

das Opfer des Hochmuthes und der Genußsucht ihres Vaters geworden, das tiefste Mitleid. Von nun ab verging fast keine Woche, ja zuletzt fast kein Tag, wo der Graf sich nicht auf kürzern oder längern Besuch im Hause des Fürsten eingefunden hätte. Bei diesem hatte sich noch im spätern Alter eine entschiedene Liebhaberei für den Betrieb der Landwirthschaft entwickelt, so daß er sich fortwährend mit Plänen zur Verbesserung seiner vielen und umfangreichen Güter umtrug, und der Graf wußte ihm dabei mit seinen neuern Erfahrungen und Kenntnissen gar sehr zu Hülfe zu kommen. Die Gesellschaft seines jungen Gutsnachbarn schien ihm immer unentbehrlicher zu werden, zumal er die Wahrnehmung zu machen glaubte, daß sie auch auf das Wesen Annina's einen wohlthätigen Einfluß übe. Sie zeigte, wie überhaupt eine größere Lebhaftigkeit, so auch ein lebhafteres Interesse für seine Angelegenheiten, und schien selbst auch gegen ihn eine mildere, versöhnlichere Gesinnung anzunehmen. Und er täuschte sich darin nicht, wenngleich er keine Ahnung davon hatte, welchem innern Vorgange er diese Sinnesänderung zu danken. Ach, es war jener Kampf, welcher vom Urbeginn gerade die edelsten Gemüther am stärksten heimgesucht, der aber das Maaß ihres Unglücks voll machen sollte: der Kampf der Neigung mit

der Pflicht. Lange bevor Annina es geahnt, hatte sich in der Brust des Grafen ein Feuer entzündet, dessen verhaltene Gluth nur um so mächtiger brannte, als es ein Herz erfaßt, das bis dahin nur für die Sache des Vaterlandes geglüht. Als aber eine Ahnung davon in ihr aufdämmerte, da ward sie zu ihrem Schrecken inne, nicht, daß auch in ihrem Busen sich etwas für ihn rege, nein, daß er bereits ihr ganzes Herz erfülle, daß die Liebe alle seine Höhen überfluthet und selbst das Bild der Heiligen von seiner Stelle verdrängt habe. Und sie begann vergebens den Kampf wider jene mächtigen Gewalten. Es brauchte nur eines unbewachten Augenblickes, wo ein glühender Blick aus seinen dunkeln Augen den ihrigen traf, wo seine zitternde Hand sich in die ihrige legte, und es war um sie geschehen. Und dieser Augenblick blieb nicht aus. Wohl bebt sie zurück vor der Leidenschaftlichkeit dessen, der ihr bis dahin so ruhig und maaßvoll erschienen war, aber sie fand nicht die Kraft in sich, ihr Widerstand zu leisten. Ihrem arglosen Gatten nicht auch die äußere Treue zu brechen, war Alles, was sie über sich vermochte. Seit die Liebe von ihrem Herzen Besitz genommen, wußte sie auch seine Liebe zu ihr besser zu würdigen, und sie war geneigt, ihm zu verzeihen, daß er sich ihre Hand erkaufte; war es doch in der Hoff-

nung geschehen, daß er sich auch ihr Herz gewinnen werde. Sie dachte sich ihn kaum minder unglücklich in seiner getäuschten Hoffnung, als sie es selber war, und begann, ihn zu bemitleiden. Vor Allem aber rührte sie das Vertrauen, das er offenbar in ihre Pflichttreue setzte. Wie er ihr den, mit allen Reizen der Jugend und Schönheit ausgestatteten Mann zugeführt, so ließ er ihn auch ungestört ihre Einsamkeit theilen, so oft etwa ein Geschäft ihn in Anspruch nahm. Der Gedanke, daß sie dies Vertrauen täusche, brachte sie zuerst zum Bewußtsein ihrer Schuld, und, einmal erwacht, ward es immer lebendiger in ihr. Es verscheuchte den Schlummer von ihren Augen, es drängte sich in ihre süßesten Träume, es drückte sich wie Dornen in ihre Brust, wenn der Arm des Geliebten sie umschlang, es ließ sie nirgends rasten noch ruhen. Da kam es, daß der Fürst zu einer Reichsrathssitzung einberufen wurde, deren Dauer sich nicht bestimmen ließ und die ihn vielleicht Wochen lang von Hause fern hielt. Als er ihr diese Nachricht mittheilte, schrak sie zusammen. Es war ihr, als ob sie des letzten Schutzes, des letzten Beistandes in ihrem schweren Kampfe beraubt werden sollte. Schon wollte sie ihn mit der Bitte angehen, ihn begleiten zu dürfen, als ihr der Gedanke kam, wie auffallend ihm eine solche Bitte

aus ihrem Munde erscheinen müsse und daß er ihr jedenfalls eine Deutung geben werde, wie sie ihren Gefinnungen gegen ihn zuwider lief. Ihrem Seelenleiden hatte sich nach und nach auch ein physisches gesellt und der Arzt deshalb schon wiederholt, aber vergebens, auf den Gebrauch eines Seebades gedrungen. Hatte sie doch dem allmäligen Verfall ihres Körpers mit jenem Gefühle zugeesehen, mit welchem man im Lenze wohl das keimende Leben einer Blume, einer Pflanze zu verfolgen pflegt. Jetzt hatte sie den Entschluß gefaßt, dem Rathe des Arztes Folge zu leisten. Um sich so weit wie möglich aus dem Bereiche des Geliebten zu entfernen, wählte sie das Seebad Ostende. Eine ältere Schwester ihrer verstorbenen Mutter begleitete sie dorthin, nachdem sie dem Grafen vorher das Versprechen abgedrungen, ihr nicht zu folgen.

Wie er dies Versprechen erfüllt, haben wir gesehen. Allein er hatte auch nicht zuviel gesagt, wenn er ihr betheuert, daß er nur dem Wahnsinne oder dem Tode entronnen sei. Nicht Glück und Frieden waren es, was der Einsame daheim vermißt, — diesen Gütern hätte er entsagen gelernt, — es fehlten ihm alle Bedingungen des Lebens, es fehlten ihm Luft und Licht, wo sie nicht war. Und leben, leben wollte er doch, so lange er sie noch auf der Erde wußte; leben oder —

mit ihr untergehen, Himmel oder Hölle mit ihr theilen. Ja, mit ihr untergehen, Brust an Brust, Lippe an Lippe mit der Geliebten in jene Fluthen tauchen, die schon soviel Freude und Leid, soviel Glück und Unglück in ihrem Schooße begraben, die den Brand von soviel Tausend Herzen schon gelöscht, das war der Gedanke, der ihn jetzt rastlos verfolgte, in dem seine ganze Seele aufging.

Er hatte schon am Abende zuvor Annina beschworen, mit ihm über das Meer zu entfliehen, aber, ob selbst ihre Tante ihm zugestimmt, sie hatte Anfangs weinend ihr Haupt dazu geschüttelt, dann aber, als er immer heftiger in sie drang, entschieden ihre Weigerung ausgesprochen und sogar mit ihrer sofortigen Rückreise gedroht, falls er sie ferner bedrängen möchte. Und, „wenn denn nicht über das Meer, dann unter das Meer!“ hatte eine Stimme in ihm gerufen, so laut, so gebieterisch, daß er sie für eine Stimme von Oben, für eine Stimme des Schicksals hielt.

Die Sonne brannte heiß auf seinen Scheitel nieder, aber sein Herz brannte heißer und er fühlte nicht ihren Strahl. Sein Auge schweifte in die stille See hinaus. War sie ihm gestern im Dämmer der Nacht wie eine Brücke erschienen, ihn in das Land der Liebe und der Freiheit führend, so lag sie jetzt mit ihren kleinen

Wellenhügeln wie ein Friedhof vor ihm da. Fern schimmerten die weißen Segel zahlloser Fischerboote; sie winkten ihm herüber wie stille Todtenmale. Ein Dünenstrauch warf seine Schatten über sein Angesicht. Und stiller und stiller ward es in seinem Innern; seine Augen schlossen und öffneten sich und schlossen sich wieder. Und über das Meer kam ein Engel geschritten mit weißen Flügeln, näher und näher; jetzt stand er vor ihm und neigte sich über ihn mit einem Antlitz, sanft und milde wie das Mondenlicht, und legte seine Hand, eine kühle, kühle, weiche Hand auf seine Stirn. Ein süßer Schlaf, der erste nach soviel qualvoll durchwachten Nächten, war über ihn gekommen.

Es waren seitdem etwa vierzehn Tage vergangen. Die Gesellschaft der Fürstin beschränkte sich nicht mehr auf die des Grafen und ihrer Tante, sie hatte durch die Familie eines angesehenen polnischen Edelmannes, welcher als einer der eifrigsten und bekanntesten Agitatoren für die Sache seines Vaterlandes aus demselben fliehen müssen und seit Kurzem in Paris seinen Aufenthalt genommen hatte, einen erheblichen Zuwachs erhalten. Er war ein Bekannter des Grafen und dieser hatte nicht wohl umhin können, ihn zusamment

seinen drei Töchtern seiner Freundin vorzustellen. Letztere schlossen sich ihr, nachdem sie ihre anfängliche Scheu vor der „russischen Fürstin“ um so eher überwunden, als sie ja von Geburt auch Eine der Ihrigen war, bei näherer Bekanntschaft immer enger an, während der Vater, der ganz und gar nur in seinen patriotischen Ideen lebte und sehr mittheilsamer Natur war, dem Grafen fast nicht von der Seite wich, so daß der Momente, wo er sich der Fürstin gegenüber ohne Zeugen befand, immer weniger wurden. Wenn er seinen Unmuth darüber nur schwer verbergen konnte, so schien sie wenigstens nicht ein Gleiches zu verspüren, vielmehr an der Gesellschaft ihrer jungen, stets aufgeweckten Freundinnen ein immer größeres Wohlgefallen zu finden. Sie war selbst der jüngsten nur um einige Jahre im Alter voraus und ihr Wesen hatte, trotz seines Ernstes, noch soviel Jungfräulichs, daß die jungen Mädchen sie fast wie ihresgleichen ansahen und behandelten. Sie mußte sich mit ihnen in die Spiele der Kinder mischen, wenn diese sich zur Zeit der Ebbe mit ihren bunten zierlichen Schaufeln Grübchen im Sande bildeten, sie rings mit einem hohen Walle umgaben und bei eintretender Fluth ihre kleinen Sandvesten so lange wie möglich gegen die andringenden Wogen vertheidigten. Sie mußte mit ihnen

den Curſaal beſuchen, um ſich von ihnen auf dem dortigen Flügel Rationalmelodien vorſpielen zu laſſen, ſie begleiteten ſie in's Bad, machten bald nähere bald weitere Ausflüge mit ihr und ſuchten ſie auf jede Weiſe zu erheitern, ohne dabei dieſe Abſicht zu verrathen. Und es wehte wieder etwas von der kurzen Luſt ihrer fröhlichen Mädchenjahre durch ihre Seele, ſie nahm Theil an all' den kleinen unſchuldigen Interellen und Geheimniſſen ihrer jungen Freundinnen und hatte für ihre, mitunter muthwilligen, Scherze wenigſtens ein Lächeln. Auch ihr Körper nahm wieder eine größere Elaſtizität, ihre Züge wieder einige Friſche an. Dem Grafen entgingen dieſe Veränderungen nicht, aber ſeine Liebe war nicht uneigennützig genug, als daß er darüber hätte Freude empfinden ſollen. Alle ſeine Gefühle, ſelbſt die Liebe zu ſeinem Vaterlande, wurden von der Gluth ſeiner Leidenschaft verzehrt und er nahm es für ein Erkalten der ihrigen, daß das Leben wieder einigen Reiz für ſie zu gewinnen, daß ſie die Gelegenheit, mit ihm allein zu ſein, eher zu meiden als zu ſuchen ſchien und daß ſie ihm nur noch ſelten einen jener warmen, verſtändnißinnigen Blicke zuwandte, die ihn ſonſt ſo beſeligt hatten. Nun aber hatte er ſich ſeit jenem Abende gewöhnt, ſie als eine dem Tode Geweihte anzusehen, und er war des zuverſichtlichen

Glaubens gewesen, daß ihr zartes Frauengewissen, wie es sie von einer Flucht über das Meer abgehalten, sie zwar auch vor einer Flucht aus dem Leben zurückschrecken werde, gleichwohl aber eine Vereinigung mit ihm im Tode, wenn sie nur ohne ihr Zuthun geschehe, nicht minder das Ziel ihrer Sehnsucht sei wie der sehnigen. Auch dieser Glaube war jetzt wankend geworden, aber mit ihm nicht auch der Entschluß, mit welchem er sich trug, er hatte sich nur noch mehr in ihm befestigt.

Der Lieblingsspaziergang der Fürstin war der, weit in die See hinaus gebaute, Hafendamm. Sie pflegte ihn fast täglich, meist bei Sonnenuntergang, zu besuchen und dort so lange zu verweilen, bis die Schatten der Nacht sich über das Meer lagerten. Ihren muntern Freundinnen sagten diese einsamen Spaziergänge weniger zu, sie zogen das bewegte Leben und Treiben auf der Digue vor und so geschah es denn wohl, daß sie sich früher von ihr trennten und sie mit dem Grafen und ihrer Tante allein zurücksießen. Die Fürstin schien eine solche Trennung nur ungern zu sehen, allein sie fürchtete nicht mit Unrecht den Bohn und die Vorwürfe des Grafen, wenn sie mit ihnen umkehren möchte und ihm sonach die einzige Gelegenheit abschneitt, wo er sich ohne lästige Zeugen

mit ihr unterhalten konnte. Sie ließ sich daher zwar seine fernere Begleitung gefallen, schmiegte sich aber, gleichsam zum Schutze wider ihn, nur um so fester an den Arm ihrer Tante. Die Gegenwart der Letztern, von welcher er wußte, daß sie ihm sehr zugethan war, hatte ihm früher nie eine Schranke auferlegt, wenn sein Herz ihn zu leidenschaftlichen Gefühlsäußerungen gegen die Geliebte drängte. Jetzt schien aber auch ihre Gegenwart ihn zu belästigen. Er wandelte gewöhnlich stumm und schweigsam an Annina's Seite, und wenn sie ihn anredete, so war es oft, als wenn seine Gedanken aus weiter Ferne zu ihr zurückkehrten. Dies Schweigen ängstigte sie aber noch mehr, als früher seine leidenschaftlichen Ergüsse. Wenngleich ihre Liebe zu ihm, wohl an ihrer verzehrenden Gluth, aber nichts an ihrer Innigkeit verloren, so hatte sich ihr doch allmählig eine gewisse Furcht beigefellt, über deren Grund sie sich selbst keine Rechenschaft zu geben wußte. Es war ihr in seiner Nähe nicht selten, als ob er eine Art dämonischen Wesens, das, Unheil sinnend, sich an ihre Schritte hefte, und es beschlich sie oft ein unheimliches Grauen.

Eines Abends hatten die Freundinnen sie einmal wieder auf der Esplanade verlassen. Eine dumpfe Gewitterschwüle brütete über dem Lande wie über dem

Meere, welcher mit dem Einbruche der Nacht ein heftiger Sturm folgte. Die wenigen Gurgäste, welche sich noch am äußersten Ende des Dammes aufhielten, entfernten sich bis auf einige Herren und die Fürstin trieb ebenfalls zur Heimkehr, als der Graf, welcher heute von einer seltsamen, fieberhaften Unruhe beherrscht schien und sich in allerlei Erinnerungen aus seinen Jugendjahren erging, ihren Blick seewärts in die Ferne lenkte. Dort fuhr es nämlich von Zeit zu Zeit, bald wie ein matter hinsterbender Blitz, bald wie eine feurige Schlange über die dunkeln Wogenränder hin. Es war das Meerleuchten, welches sie in solcher Pracht und Stärke noch niemals gesehen. Es sollte sich jedoch bald ein noch prachtvolleres Schauspiel vor ihren Augen entfalten. — Vom Hafen her ließ sich ein dumpfes, donnerähnliches Getöse vernehmen, welches bald, vom Sturmwinde begleitet, in ein mächtiges Rauschen überging. Man hatte, um das nach England abgehende Dampfboot flott zu machen, oberhalb des Hafens die Schleusen geöffnet; die entfesselten Wassermassen kamen angestürzt und wälzten sich in feurigen Wogen dem Meere zu. Der Dampfer mit seinen rothglühenden Lichtern am Masten schoß, von den Wellen geschaukelt, von Millionen Funken umsprüht, pfeilschnell dahin, einen langen Feuerschweif

nach sich ziehend. Die Fürstin hatte eine der hölzernen Bänke erstiegen, welche längs dem Geländer aufgestellt waren, und lehnte sich, ganz in den Anblick dieses seltenen Schauspiels verloren, weit über die Balustrade hinaus. Da schlang ein Arm sich um ihre Hüfte, fest und fester, da preßte eine heiße Lippe sich auf die ihrige, da riß, da hob es sie empor — ein Schrei, ein kurzes Ringen, ein Krach — die Bank war unter ihr gebrochen, sie lag am Boden, der Graf, noch den Arm um sie geschlungen, ihr zur Seite.

Wenn wir über dem Erzählten den russischen Diplomaten aus den Augen verloren, so war derselbe doch keineswegs vom Schauplatz abgetreten. Er war zum Leidwesen Miß Sally's, welche sich ganz andere Genüsse von dem hiesigen Aufenthalte versprochen hatte und umsonst die Rolle der Eifersüchtigen spielte, Anfangs in einer bestimmten Absicht, später mehr aus einer gewissen Gewöhnung und Sucht, zu spioniren, der Fürstin aus einer angemessenen Entfernung auf Schritt und Tritt gefolgt, und hatte auf Alles Acht gehabt, was mit ihr und in ihrer Umgebung vorgegangen, wobei er denn freilich an dem Verhältniß der Fürstin zum Grafen in etwa wieder irre geworden war. So war er auch jetzt Zeuge jener Scene gewesen, ohne daß er jedoch die Absicht des Grafen errathen

hätte. Er hatte beim Scheine der Hafenlichter nur gesehen, daß er sie umarmt und geküßt und unter der einbrechenden Bank mit ihm zu Boden gefallen war. Er schlug bei diesem Anblick ein kurzes dämonisches Gelächter auf und that schon einen Schritt vorwärts, um sie vom Boden aufzuheben und sich ihr als den Neffen ihres Vaters zu erkennen zu geben, als er sich plötzlich eines andern besann und hastig davon eilte. Eine viertel Stunde darauf stand er im Telegraphen-Bureau und dictirte dem Beamten eine kurze Depesche in die Feder.

Andern Tages suchte er vergebens die Fürstin zu erspähen. Der alte Pole erschien allein mit seinen Töchtern auf der Digue und diese sahen sich ebenso vergebens nach dem Grafen um. Die jungen Mädchen hatten die Fürstin zur gewohnten Stunde zum Bade abholen wollen, dieselbe jedoch, weniger krank, als angegriffen im Bette gefunden. Um die Mittagszeit, während der Vater im Curfaale die Zeitungen las und sie selbst sich auf Stühlen vor demselben niedergelassen hatten, um die bald eintretende Fluth zu erwarten, sahen sie den Grafen eiligst über den Strand dahin schreiten. Sie winkten und riefen ihm, allein er stürmte, ohne aufzublicken nur um so hastiger an ihnen vorüber, so daß sie nicht umhin konnten, an

einen Zusammenhang zwischen dem Zustande der Fürstin und seinem Gebaren zu denken. Der Unglückliche hatte eben zum dritten Male den Versuch gemacht, bei der Fürstin vorgelassen zu werden, war jedoch wiederum abgewiesen worden. Daß er die Geliebte einmal mit sich hinab in den Tod ziehe, war ihm nicht anders, als eine Nothwendigkeit, als der unvermeidliche Ausgang, das natürliche Ziel einer Liebe erschienen, welcher jede Hoffnung auf ein irdisches Glück, auf eine Vereinigung im Leben versagt war, und es hatte ihm nichts ferner gelegen, als der Gedanke, daß er damit etwas Unerlaubtes, etwas Sündhaftes begehe. Ach, wie so anders erschien ihm jetzt die versuchte, aber mißlungene That! — ruchlos, verbrecherisch.

Das Schuldbewußtsein Eines, der sich plötzlich, er wußte selbst nicht wie, mit einem Morde beladen, drückte ihn nieder, er fühlte sich flüchtig auf jener Erde, die er mit frevlem Fuße hatte von sich stoßen wollen. Das Herz fror ihm im Busen: denn war auch die Liebe daraus nicht entwichen, so wohnte sie doch nicht mehr allein darin, die Neue, das hohl läugige Phantom hatte neben ihr Platz genommen. Er wollte jetzt von Annina nichts, gar nichts mehr, als — Verzeihung; nur dies eine Wort wollte er noch aus ihrem

Munde vernehmen und dann — doch darüber hinaus verlor sich ihm Alles in Nacht und Finsterniß.

Er lenkte unwillkürlich seine Schritte wieder der Düne zu, als der nächsten Stätte, welche nur selten von andern Gurgästen betreten zu werden pflegte. Inmitten derselben, etwa eine halbe Stunde von der Stadt, erhoben sich die grauen Trümmer des Forts Wellington, welches einst den Hafen von dieser Seite schützte. Dort machte er Rast. Die Fluth hatte begonnen und, an die Trümmer gelehnt, starrte er in die weite Wasserwüste hinaus. Das wilde Wogengestümmel brachte auch in sein Inneres wieder einige Bewegung, es rief eine wilde Kampflust in ihm wach. O daß sich jetzt daheim der alte Kampf erneute! Daß Rüsse und Pole sich wieder in Waffen gegenüber ständen! — Doch, wäre er denn noch würdig, seine Hand für die heilige Sache zu erheben? Wäre er noch werth, auf dem Felde der Ehre sein Leben zu lassen? Müßten seine Waffenbrüder ihn nicht ausstoßen aus ihren Reihen? —

Die Fluth hatte jetzt ihre höchste Höhe erreicht. Die Wogen reckten und streckten schnaubend und zischend ihre schaumigen Rämme zu ihm empor und spritzten ihm ihren Gisch in's Angesicht. Er hatte sein gewöhnliches Morgenbad versäumt und es reizte

ihn, seine Kraft an ihnen zu versuchen. Er warf seine Kleider ab und stürzte sich der Brandung entgegen. Nachdem er eine Zeitlang, nicht allein mit den Wellen, sondern auch mit sich selber gerungen, ob er ihnen nicht den Sieg lassen solle, glaubte er mitten durch das Toben und Brausen der Fluth einen menschlichen Ruf zu vernehmen. Er horchte auf und der Ruf wiederholte sich. Er ließ sich von den Wellen an's Ufer tragen und: »qui vive!« scholl es ihm jetzt ganz deutlich entgegen. Hoch oben auf den Trümmern des Forts stand, einen Krückstock schwingend, ein zerlumpter Greis mit wüstem, grauen Barte und einer verbliebenen Soldatenmütze auf dem Kopfe. Es war der alte verrückte Invalide, welcher sich hie und da auch auf der Digue umhertrieb, die Milbthätigkeit der Gurgäste durch seine bloße Erscheinung in Anspruch nehmend. Er hatte die Napoleonischen Feldzüge mitgemacht und es war ihm in Rußland das Gehirn erfroren. Zu seinen vielfachen fixen Ideen gehörte auch die, daß er das Fort Wellington wegen eines etwaigen Ueberfalles seitens der Engländer zu bewachen und dem Gouverneur der Festung von jedem verdächtigen Vorgange Meldung zu machen habe. »Qui vive!« rief er immer lauter und heftiger, bis der Graf ihn mit der Antwort »ami« zum Schweigen brachte.

Nun stieg er von seinem Wachtposten herab und kam auf den Grafen, welcher eben seine Kleider wieder anlegte, zugehinkt. Er schien diesen für einen englischen Spion zu halten und fing an, ihn mit strenger Miene zu examiniren, indem er ihn nach Namen, Stand, Legitimation &c. befragte. Der Graf ging gelassen auf seine Tollheiten ein und er zeigte sich von dessen Antworten völlig befriedigt, wies jedoch dann eine ihm angebotene Gabe entschieden zurück. Im Dienste, behauptete er, dürfe er nichts annehmen. Der Graf, welcher sich für den armen närrischen Kauz zu interessiren begann, that nun auch seinerseits einige Fragen über seine Vergangenheit und insbesondere über seine Erlebnisse in Rußland, allein hier schienen fast alle seine Erinnerungen bis auf Eine im Frost und Eise untergegangen zu sein. Er hatte von dem Lande nur noch das Bild einer ungeheuern Wüste, auf welche die Sonne so heiß niedergeschienen, daß sie Alles weit und breit versengt habe. Nur eine einzige kühle, schattige Stelle habe sie gehabt und dies sei das Dörfchen gewesen, wo die kleine blonde Lisa gewohnt.

„Und wer war diese Lisa?“ fragte der Graf. Der Alte entblößte seinen linken Arm und zeigte auf ein paar Buchstaben, welche dort, von einer Herzform umgeben, eingebrannt waren, und von den Buchstaben

auf sein Herz. Dann kreuzte er die Arme übereinander und preßte sie wider seine Brust, indem er den Grafen mit jenem unheimlichen Lächeln ansah, welches den Irren eigen zu sein pflegt. Ein weiteres Wort brachte dieser aber nicht aus ihm heraus. Als ob ihn plötzlich das Gefühl seiner Pflicht überkommen, legte er grüßend die Hand an seine Mütze und kehrte auf seinen Posten zurück.

Auch der Graf trat seinen Rückweg an. Das Loos des Alten, der sich aus seinen hellen Tagen das Bild der Geliebten in die Nacht des Wahnsinns herüber gerettet, erschien ihm beneidenswerth gegen das seine. Wie gern hätte er sein nur allzu klares Bewußtsein gegen einen glücklichen Wahn vertauscht! Als er das Ende der Düne erreicht, war die See so weit zurückgetreten, daß er seinen Weg auf dem Strande fortsetzen konnte, ohne die Digue zu berühren. Er begab sich in den, in der Nähe des Hafendamms belegenen, nur wenig besuchten Pavillon du Phare, um einige Erfrischungen zu sich zu nehmen, und suchte dann auf Umwegen sein Hotel auf. Dort wurde ihm vom Portier ein Billet überreicht. Es trug die Schriftzüge der Fürstin. Er stürzte damit auf sein Zimmer und erbrach es in zitternder Hast. Was er sich einzig von ihr hatte erbitten wollen, sie trug es ihm entgegen:

Verzeihung. Zugleich legte sie ihm in den rührendsten Worten wiederholt die Bitte an's Herz, wenn nicht seine Liebe auf eine Andere zu übertragen, so doch ihrem Uebermaasse eine Schranke zu setzen und den Forderungen und Wünschen seines Herzens Schweigen zu gebieten vor den Geboten der Pflicht und des Gewissens. Vor Allem aber hat, ja beschwor sie ihn, und zwar bei der Schutzheiligen ihres Vaterlandes, dem ja auch er Treue geschworen, bei der h. Mutter von Egenstochau, nicht die Hand wider sich selber zu kehren.

„O daß wir,“ schrieb sie, „wie in der Liebe, so auch im Glauben Eins wären! Daß Du mit mir hinauszudenken vermöchtest über diese kurze Spanne Zeit! Daß auch Dir ein Licht, ein Stern des Trostes in dem Gedanken aufginge, wie unsere Liebe nur dann eine hoffnungslose für Zeit und Ewigkeit, wenn wir nicht allein unsere Gefühle und Gedanken, sondern auch unsere Handlungen von ihr beherrschen lassen. Wenn ich hätte geschehen lassen, was Du gewollt, würde der Tod uns wohl vereinigt haben?“

O welche Fülle der Macht hat die Gottheit in menschliche Hände gelegt, indem sie die Welt dem Gesetze der Liebe unterwarf! Welch' unsägliche Dualen, aber auch welch' namenlose Seligkeit vermag dies arme,

schwache, vergängliche Geschöpf, Mensch genannt, dem andern zu bereiten durch — ein einziges armes Wort, durch einen einzigen Blick! — Und eine solche Seligkeit nach solchen Qualen empfand der Graf in diesem Augenblicke. Centnerlasten rollten von seinem Herzen hinweg. Er fühlte sich wieder hergestellt in der Achtung vor sich selber, ja es war ihm, als ob die Kluft, welche ihn von der Geliebten trennte, sich geschlossen und sie nun sein eigen geworden mit Allem, was sie Begehrenswerthes besaß. Nicht, daß er, aller irdischen Wünsche sich begebend, seine Hoffnung auf das Jenseits gesetzt — das vermag nur ein frommes Frauen-gemüth — aber es war auch in ihm ursprünglich ein frommer, schwärmerischer Zug, den die Leidenschaft nur verwischt hatte; dieser Zug trat wieder hervor, die Schuld, welche sein Herz befleckt, schien seine Liebe gereinigt zu haben. Er fühlte für Annina etwas von der Verehrung, welche man einer Heiligen zollt, sie war seinem irdischen Verlangen ferner gerückt. Und indem er diese Empfindung für eine wahre, dauernde hielt, glaubte er darin auch für die Zukunft ein Genüge zu finden. Räumte sie doch auch ihrem eignen Gatten kaum größere Rechte ein, als ihm! — Doch wie bald sollte sich jenes Gefühl als ein Wahn, als ein kurzer Selbstbetrug erweisen! — Raum, daß er

Annina am folgenden Tage wieder begrüßt, kaum, daß er ihr wieder in's Auge gesehen, kaum, daß er ihr wie zum Danke, wie zur Besiegelung eines neuen, reineren Bundes die Hand gedrückt, als es auch schon in seinem Herzen wieder zu wallen und zu fieden begann und die alten Gluthen mit erneuter Stärke wieder in ihm aufflammten. Ach, diese Hand hatte zu oft den Druck der seinen, diese Lippen zu oft seinen Kuß erwidert, als daß er der, welcher sie angehörten, nur verehrend, anbetend hätte nahen sollen. Er fühlte sich bald noch unglücklicher, noch rath- und trostloser, wie zur Zeit, als er noch mit ihr in den Tod zu gehen dachte. Er konnte mit ihr nicht leben und sollte auch nicht sterben mit ihr! Wohl trat hie und da der Gedanke an ihn heran, sich aus ihrem Angesichte zu verbannen, sich fern von ihr in ein fremdes Land zu flüchten, aber er schauderte, wie der Kranke vor einem bitteren Heiltranke, vor ihm zurück.

Die Saison näherte sich ihrem Ende. Der Herbst kam früher wie gewöhnlich angezogen. Zwar fand er hier keine Bäume zu entlauben, keine Blumen abzustreifen, aber rauhe Seewinde, von kalten Regenschauern begleitet, verkündeten sein Nahen. Das blaue

sonnige Meer, daß die Kinder freundlich an seinen Strand gelockt und ihnen die kleinen bunten Muscheln wie ein Spielzeug vor die Füße gestreut, hatte, wie der Spiele und des muntern Treibens in seiner Nähe überdrüssig, eine finstre grollende Miene angenommen und all' die kleinen fröhlichen Gäste verscheucht. Strand und Digue wurden mit jedem Tage öder und farbloser. Was noch von Curgästen anwesend war, hielt sich im Cursaale und in den Pavillons auf oder trieb sich, in Mäntel gehüllt, vereinzelt umher. Man sah es ihnen an, daß nicht Lust und Genuß, sondern nur das Gebot des Arztes sie hier noch zurück hielt. Auch die Fürstin rüstete sich zur Abreise; sie würde sie ohne ihre jungen Freundinnen, welche sich nur ungern von ihr trennen mochten, schon früher angetreten haben.

Da war eines Morgens auf der Digue, dem Hauptbadeplatze gegenüber, eine ungewöhnliche Bewegung zu bemerken. Man hörte einzelne Hülferufe, die Curgäste eilten von allen Seiten herbei und richteten ihre Blicke auf eine bestimmte Stelle im Meere, während das Rettungsboot vom Lande stieß. Einer der Schiffer, denen es oblag, den Strand zu überwachen, um im Falle einer der Badenden in Gefahr gerathen sollte, ihm zu Hülfe zu eilen, hatte nemlich bemerkt,

daß ein solcher sich ungewöhnlich weit in's Meer gewagt und ein zweiter, anscheinend schon bejahrter Mann ihm gefolgt war. Es war Ebbe und dieß Unterfangen daher um so gefährlicher, weil die ablaufenden Wasser die Gegenstände nach sich ziehen und die Umkehr erschweren, weshalb er denn auch kein Auge von den erstern abwandte, und auch die Blicke Anderer auf sie lenkte. Jetzt nahm man wahr, daß der zweite unter den Wellen verschwand, bald aber neben dem ersten wieder auftauchte, dann Beide verschwanden, wiederum, und zwar wie es schien, mit einander ringend, an die Oberfläche kamen, abermals verschwanden und so fort, bis man endlich vergebens nach ihnen aussah. Dieß war Alles nur das Werk von wenigen Augenblicken gewesen. Das Rettungsboot kam zu spät an Ort und Stelle; nur die todtten Leiber, welche, sich noch fest umschlungen haltend, der offenen See zutrieben, brachte es heim. Die Schiffer hatten über die Leichen ein Segeltuch geworfen; der Badearzt schlug solches zurück, um die gewöhnlichen Wiederbelebungsversuche anzustellen. Eine hohe kräftige Greisengestalt mit silberweißem Haar lag neben der Leiche eines jüngern Mannes.

„Heiliger Gott! — der Fürst!“ „Wehe! — der polnische Graf!“ ertönte gleichzeitig eine männliche

und eine weibliche Stimme. Ein Beamter der Polizei trat auf den Baron — denn er war es, von welchem der erste Ruf ausgegangen, heran und zog ihn bei Seite. Dieser gab ihm die erbetene Auskunft über die Person des todtten Greises, warf noch einen Blick auf dessen Leiche und entfernte sich darauf eiligst mit seiner Begleiterin. Beide gingen eine Weile stumm nebeneinander, nur daß der Baron nach seiner Art mitunter einen unartikulirten Laut ausstieß. Endlich unterbrach Miß Sally das Schweigen und versetzte:

„Hab ich es nicht im Voraus gesagt, daß daraus ein Unheil entstehen würde, als Du mir erzähltest, daß Du die Depesche an Deinen Oheim abgesandt habest? Nun ist es eingetroffen.“

„Freilich; aber wer kann alle Folgen seiner Handlungen berechnen! Diese habe ich nicht beabsichtigt,“ erwiderte er mit finstern Ernste.

„Du meintest doch aber selbst, daß der Fürst den Grafen zur Rechenschaft ziehen und vielleicht eine Kugel mit ihm wechseln werde.“

„Aberdings; aber er hätte alsdann nicht mehr und nicht weniger gethan, als er seiner Ehre schuldig war. Als sein naher Verwandter durfte ich nicht dulden, daß ein Pole sie ungestraft verletzten, indem er mit seinem Weibe buhlte.“

Ein Pole nicht, dachte Sally, aber wohl Du selber, seiner eigenen Bewerbung um die Gunst der Fürstin sich erinnernd.

„Ließ er denn bei seiner gestrigen Unterredung mit Dir nichts von seinen Absichten durchblicken?“ fragte sie.

„Er schien sehr ermüdet von der langen Reise und hörte mir meist schweigend zu, ohne eine besondere Aufregung zu verrathen. Nur seine Frage, ob und wann der Graf zu baden pflege, würde mir vielleicht auffallend erschienen sein, wenn er sie nicht so durchaus gleichgültig hingeworfen hätte. Doch, daß er auf solche Art mit ihm abrechnen würde, hätte ich mir auch dann wohl nicht träumen lassen.“

„Ach, der schöne junge Graf! wie wird die Fürstin um ihn jammern!“ seufzte Sally.

„Dort kommt sie,“ rief der Baron, erbleichend, indem er sich hastig umwandte.

Wir müssen ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß, als er dem Fürsten seine Beobachtungen über den Verkehr seiner Gattin mit dem Grafen mittheilte, es ihm dabei zwar nicht um die Ehre seines Oheims, sondern nur um die Befriedigung seiner Rachsucht und seines Hasses zu thun war, daß er aber demungeachtet seinen Verrath unterlassen haben würde, wenn

er diesen oder einen ähnlichen Erfolg hätte voraussehen können. Um daher von der Fürstin das Entsetzlichste: den Anblick der Leichen abzuwenden, eilte er zu der Stelle zurück, wo er sie verlassen, und traf Vorsorge, daß sie schleunigst in eine der hölzernen Buden am Strande geschafft wurden. Jener Anblick ward ihr denn auch freilich dadurch erspart, allein wie hätte ein Vorgang wie dieser, welcher Alles in die heftigste Aufregung versetzt und von dessen Kunde jeder Mund überfloß, ihr auch nur so lange verborgen bleiben können, bis man sie darauf auch nur nothdürftig vorbereitet. Sie erfuhr zunächst den Tod des Grafen, den ja fast jeder Gast von Ansehen gekannt, und bald darauf auch den Tod ihres Vatten. Ueber jenen war sie, nachdem der erste Schrecken vorüber, in heftige Thränen ausgebrochen, dieser hatte sie mit einem starren Entsetzen erfüllt. Wenngleich es ihr für immer ein Räthsel bleiben sollte, was den Fürsten bewogen haben mochte, hieher zu reisen, ohne sie sofort aufzusuchen, so konnte sie sich doch nicht verhehlen, daß er auf irgend eine Weise ihr Verhältniß zum Grafen erfahren und er einen Akt der Rache an diesem vollzogen habe.

Wer sich einer Schuld bewußt ist, erblickt überall ihren Schatten. Ist daraus weiter kein Uebles für

Andere erwachsen, so weicht und schwindet er wohl mit der Zeit. Gebiert sie aber irgend ein Unheil, so pflegt auch ihr Schatten, und sei sie selbst auch noch so geringe, allmählig die Größe jenes anzunehmen, wie ja auch der weltliche Richter eine verbrecherische That und ihre Strafe nach ihren Erfolgen abwägt. Und so war es bei Annina. Wie sie nach und nach das Entsetzliche zu fassen begann, sah sie jenen Schatten wachsen und wachsen, bis er endlich riesengroß vor ihr dastand und sie nichts mehr sah außer ihm, ja, bis er zuletzt auch in ihre Seele fiel und sie mit ewiger Nacht umhüllte.

Ausgangs October fuhr in der Morgenfrühe ein Extrazug mit zwei Coupées aus dem Bahnhofe von Ostende gegen Brügge zu. Im ersten saß, inmitten des Barons und ihrer Tante, todtenbleich, das irre Auge unstät umherwerfend, Annina. Der zweite umschloß die Todtenschreine ihres Vatten und ihres Geliebten.



Bunte Fäster.

Rechtensiche Silber
aus dem Meiste- und Gabegeben
von A. v. Orlog.
broch. 1 Thlr. 7 Gr. 6 Pf., gebb.
mit Goldschn. 1 Thlr. 24 Gr.

Weisnachgeister.

Dißtung und Maßheit
von
Matthilde Buchow.
cart. mit Goldschn. 12 Gr., elegant
gebunden 20 Gr.

Am Meer.

Gesammelte Novellen
von
Matthilde Buchow.
broch. 1 Thlr. 7 Gr. 6 Pf., gebb.
mit Goldschn. 1 Thlr. 24 Gr.

Senore.

Don
Theodor Storm.
broch. 22 Gr. 6 Pf., gebb. mit
Goldschn. 1 Thlr.

Das Weib

wie es sein soll.
Ein Frauenpiegel.
Nach dem Franz. des P. W. Marthal
übersetzt von
Dr. Paul Gräfe.
broch. 22 Gr. 6 Pf., gebb. mit
Goldschn. 1 Thlr.

Im Sturm.

Don
Theodor Storm.
broch. 15 Gr., gebb. mit Goldschn.
27 Gr.

Bengianen.

Schiffen-Slätter
von
Gustavo.
broch. 1 Thlr. 16 Gr., gebb. mit
Goldschn. 2 Thlr.

IMMENSEE

or the old man's Reverie
by
Theodor Storm.
Translated by H. Clark.
broch. 12 Gr., gebd. mit Goldschn.
20 Gr.

Bedichte

von
Moritz Gaintz Thomab.
Stierte Musfage.
elegant brochirt 1 Thlr.